Der Produktivitätsbegriff in der modernen deutschen und österreichischen Volkswirtschaftslehre

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der
Wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung
einer
Hohen Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät
der
Eberhard-Karls-Universität
zu
Tübingen

Vorgelegt von

Heinrich Hofmann

Diplomvolkswirt
aus
Stuttgart

Druck der Buchdruckerei Eugen Göbel in Tübingen
1929

Berichterstatter

Professor Dr. Carl Johannes Fuchs

BIBLIOTHEEK · RIJKS UNIV. · LEIDEN

Meinen lieben Eltern

Inhaltsverzeichnis.

Quellenverzeichnis VII

§ 1 Einleitung 1

I. Kapitel: Der Begriff der technischen Produktivität und die produktiven Kräfte in der Produktion.

§ 2 Der technische oder quantitative Produktivitätsbegriff . . . 3

§ 3 Die produktiven Kräfte in der Produktion 8

II. Kapitel: Der privatwirtschaftliche Produktivitätsbegriff.

§ 4 Die Bestimmung der privatwirtschaftlichen Produktivität als Rentabilität 19

III. Kapitel: Der volkswirtschaftliche Produktivitätsbegriff.

§ 5 Die Problemstellung 22

§ 6 Der Volkswohlstand als Wirtschaftszweck 24

§ 7 Die Wirtschaftsidee als Wirtschaftszweck 34

§ 8 Die Bedingungen volkswirtschaftlicher Produktivität als Elemente des volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffes . . 38

IV. Kapitel: Die wirtschaftliche Produktivität der Berufsstände.

§ 9 Das Problem der Produktivität der Berufsstände und seine Lösung 47

§ 10 Die Bedingungen der Produktivität der Berufsstände . . . 59

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41550010_0136

Quellenverzeichnis.

Amonn, Alfred, Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie. Wiener Staatswissenschaftliche Studien, 10. Bd., 1. Heft, Wien und Leipzig 1911.

Ballod, Karl, Die Produktivität der industriellen Arbeit. Schmollers Jahrbuch, 34. Jahrg., 2. Heft, Leipzig 1910.

Baxa, Jakob, Geschichte der Produktivitätstheorie. Jena 1926.

Derselbe, Wunderlich, Frieda: Produktivität. Jena 1926. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 83, Tübingen 1927.

Böhm-Bawerk, Eugen von, Kapital und Kapitalzins. 1. Abteilung: Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, 3. Aufl., Innsbruck 1914.

Derselbe, Kapital und Kapitalzins. 2. Abteilung: Positive Theorie des Kapitales, 1. Bd., 4. Aufl., Jena 1921.

Brinkmann, Carl, Produktivität und ideeller Wert. Wirtschaft und Gesellschaft, Festschrift für Franz Oppenheimer, Frankfurt a. M., 1924.

Conrad, Johannes, Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. 1. Teil, 10. Aufl., Jena 1921.

Diehl, Karl, Theoretische Nationalökonomie. Bd. II, Jena 1924.

Derselbe, Zur Lehre von der Produktivität. Schmollers Jahrbuch, 51. Jahrg., 4. Heft, München u. Leipzig 1927.

Eggenschwyler, W., Zum Problem der Produktivität. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 104, 3. Folge 49, Jena 1915.

Fleischl, Paul, Versuch einer Theorie der Produktion. München und Leipzig 1915.

Fuchs, Carl Johannes, Volkswirtschaftslehre. 4. Aufl., Berlin u. Leipzig 1922.

Goldscheid, Rudolf, Höherentwicklung und Menschenökonomie. Bd. I, Leipzig 1911.

Gottl-Ottlilienfeld, Friedrich von, Wirtschaft und Technik. G. d. S. II. Abteilung, 2. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1923.

Harms, Bernhard, Artikel „Arbeit". Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 1. Bd., 4. Aufl., Jena 1923.

Herdegen, Hans, Kritischer Beitrag zur Lehre von der Produktivität und den Produktionsfaktoren. Nationalwirtschaft, 1. Jahrg., 4. Heft, Berlin 1928. S. 530—535.

Herkner, Heinrich, Arbeit und Arbeitsteilung. G. d. S. II. Abteilung, 1. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1923.

Derselbe, Volkswirtschaftliche Produktivität. Der deutsche Volkswirt, Zeitschrift für Politik und Wirtschaft, 1. Jahrg. Nr. 33.

Honegger, Hans, Volkswirtschaftliche Gedankenströmungen, Systeme und Theorien der Gegenwart, besonders in Deutschland. Karlsruhe 1925.

Derselbe, Produktivität und Soziabilität; Versuch einer sozialen Begründung des Begriffs der marktwirtschaftlichen Ergiebigkeit. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 126, 3. Folge 71, Jena 1927.

Landauer, Karl, Das Verhältnis von Rentabilität und Produktivität und seine Bedeutung für das Sozialisierungsproblem. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 117, 3. Folge 62, Jena 1921.

Lexis, Wilhelm, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Die Kultur der Gegenwart, Teil II, Bd. X, Berlin u. Leipzig 1910.

Liefmann, Robert, Grundlagen einer ökonomischen Produktivitätstheorie. Jahrbücher für Nationalökonomie u. Statistik, Bd. 98, 3. Folge 43, Jena 1912.

Derselbe, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Bd. I, Stuttgart und Berlin 1917.

Liefmann, Robert, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Bd. II, Stuttgart und Berlin 1919.
Martin, Karl, Was ist produktiv? Deutsche Arbeit, 11. Jahrg., 6. Heft, Berlin 1926.
Mombert, Paul, Ökonomie der Arbeitskraft. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 108, 3. Folge 53, Jena 1917.
Derselbe, Produktive und unproduktive Arbeit (eine Antikritik). Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 110, 3. Folge 55, Jena 1918.
Müller, Johannes, Abriß einer Geschichte der Theorie von den Produktionsfaktoren.Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle/S., herausgegeben von Johannes Conrad. 66. Bd., Jena 1911.
Nickel, Karl Eugen, Die neue deutsche Wirtschaftswissenschaft. Volkswirtschaftliche Blätter, 25. Jahrg., 3. Heft, Berlin 1926.
Oppenheimer, Franz, Theorie der reinen und politischen Ökonomie. Berlin 1910.
Pesch, Heinrich, Produktivität der Volkswirtschaft und volkswirtschaftliche Produktivität. Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Bd. IX, 2. u. 3. Heft, 1915/16.
Derselbe, Lehrbuch der Nationalökonomie. Bd. II, Freiburg/Br 1909.
Derselbe, Lehrbuch der Nationalökonomie. Bd. III, Freiburg/Br. 1926.
Derselbe, Lehrbuch der Nationalökonomie. Bd. IV, Freiburg/Br. 1922.
Derselbe, Lehrbuch der Nationalökonomie. Bd. V, Freiburg/Br. 1923.
Philippovich, Eugen von, Das Wesen der volkswirtschaftlichen Produktivität und die Möglichkeit ihrer Messung. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 132, Leipzig 1910.
Derselbe, Grundriß der politischen Ökonomie. Bd. I, 18.Aufl., Tübingen 1923.
Pohle, Ludwig, Produktive und unproduktive Arbeit. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Neue Folge 8. Jahrg., 11/12. Heft, 1917.
Rickert, Heinrich, Zur Lehre von der Definition. 2. Aufl., Tübingen 1915.
Schack, Herbert, Baxa, Jakob: Geschichte der Produktivitätstheorie. Jena 1926. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 83, Tübingen 1927.
Schmoller, Gustav von, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 1. Teil, 4.—6. Aufl., Leipzig 1901.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Band 132, Leipzig 1910. (Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Wien 1909.)
Schumpeter, Josef, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 2. Aufl., München u. Leipzig 1926.
Sombart, Werner, Der moderne Kapitalismus. II. Bd., 2. Halbband, 2. Aufl., München u. Leipzig 1917.
Spann, Othmar, Über die Produktivität der Berufsstände, insbesondere der Beamten. (Besprechung eines Vortrags von Othmar Spann.) Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, Bd. 22, Wien 1913.
Derselbe, Fundament der Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl., Jena 1923.
Wieser, Friedrich von, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft. G. d. S. I. Abteilung, 2. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1924.
Wilbrandt, Robert, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Bd. IV: Das Problem der Volkswirtschaftspolitik. Stuttgart 1925.
Wolf, Julius, Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1912.
Wunderlich, Frieda, Der Produktivitätsbegriff. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 116, 3. Folge 61, Jena 1921.
Dieselbe, Produktivität. Jena 1926.
Zwiedineck-Südenhorst, Otto von, Zur Eigentums- und Produktionsverfassung. Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege. (Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag.) Bd. 2, München u. Leipzig 1925.

Einleitung.

§ 1.

In dem Buche, mit dem Schmoller das Fazit seines Lebens zieht, lesen wir, daß der Schulstreit, der sich an das Wort „Produktivität" knüpft und der noch von Hermann und Roscher umständlich vorgetragen wurde, jetzt doch schon als eine „Antiquität der nationalökonomischen Dogmatik" gelten darf [1]). Jedoch schon wenige Jahre später, nachdem dies von Schmoller geschrieben worden war, trat ein bedeutsamer Wendepunkt ein, als nämlich die Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik 1909 in Wien auf ihre Tagesordnung die Frage der Produktivität setzte. Daraus hatte sich dann eine wissenschaftliche Debatte entsponnen, die das ganze Produktivitätsproblem neu aufrollte, so daß sie in der Literatur noch lange Zeit Wellen geschlagen und bis heute das Interesse für die Frage der Produktivität weiter belebt hat. Diesen neuen Einschnitt in der Entwicklungsgeschichte des Produktivitätsbegriffs, den die 1909 in Wien sattgefundene Tagung des Vereins für Sozialpolitik bedeutet, können wir nun am besten und zweckmäßigsten als Ausgangspunkt für eine Behandlung des Produktivitätsbegriffs in der modernen deutschen und österreichischen Volkswirtschaftslehre nehmen, nachdem vorher der wissenschaftliche Streit um diesen Begriff zur Ruhe gekommen war.

Jene denkwürdigen Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik wurden durch ein Referat von Philippovich über „Das Wesen der volkswirtschaftlichen Produktivität und die Möglichkeit ihrer Messung" eingeleitet. In der sich daran anschließenden sehr lebhaft geführten Aussprache gingen die Meinungen weit auseinander. Gegen die Maßstäbe, die der Berichterstatter Philippovich aus der Ethik in die Theorie übernahm, erhob sich mit großer Schärfe die bekannte Forderung der „Wertfreiheit" strenger wissenschaftlicher Betrachtung von Seiten Max Webers, Werner Sombarts u. a. Der Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität in diesem Sinne zähle — so führte Max Weber aus — zu den allerschlimmsten, die es gäbe und anstatt diesen Begriff in den Orkus zu werfen, wohin er gehörte, habe man ver-

[1]) Gustav von Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 1. Teil, 4.—6. Aufl., Leipzig 1901, S. 357.

sucht, ihn zu retten [2]). Andere, wie z. B. von Zwiedineck-Südenhorst behaupteten dagegen, es sei unmöglich, einen Begriff aus der Wissenschaft zu eliminieren, nach dem das reale Leben geradezu schreie [3]). In ähnlichem Sinne äußerten sich Othmar Spann, Arthur Salz und Rudolf Goldscheid. In dem heißen Kampfe um wertende und nichtwertende Wissenschaft trat aber noch in der Gestalt der „ökonomischen Produktivitätstheorie" Robert Liefmanns eine dritte Meinung dazwischen, die ohne zu werten mit äußerstem Subjektivismus volkswirtschaftliche Produktivität mit der Summe der privatwirtschaftlichen Rentabilitäten identisch erklärte [4]).

Die ganze Diskussion lief durch die fast ausschließlich methodologischen Erörterungen mehr auf das Gebiet der Philosophie als der nationalökonomischen Theorie hinaus. Von den verschiedenen Versuchen, die aber doch in Wien gemacht wurden, zur Klärung des Produktivitätsbegriffes etwas Positives beizutragen, möchte ich denjenigen von Gottl-Ottlilienfeld gleich hier in der Einleitung herausgreifen und mit ihm drei Problemgruppen unterscheiden, 3 faßbare, typische Problemgruppen, vor die sich das Trugwort „Produktivität" lagert und von denen jede wieder eine kleine Welt für sich darstellt.

Die erste Problemgruppe ist jene der „Produktivität" — das Verhältnis zwischen Sachaufwand und Sacherfolg. Die zweite Problemgruppe ist die der „Rentabilität" — das Verhältnis zwischen Kosten und Erlös. Bei der dritten Problemgruppe spricht Gottl von „Prosperität" und knüpft damit an das berühmte 12. Kapitel des Listschen Buches an [5]).

Diesen drei Problemgruppen entsprechend werden wir nun einen technischen, einen privatwirtschaftlichen und einen volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriff unterscheiden. Zuletzt werden wir uns noch mit der Frage der wirtschaftlichen Produktivität der Berufsstände auseinanderzusetzen haben. Die Lösung dieser Frage wird aufs engste mit der Klärung des volkswirtschaftlichen Produktivitätsproblems verknüpft sein.

---

[2]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, Leipzig 1910. (Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Wien 1909.) S. 583.

[3]) Ebenda S. 585.

[4]) Ebenda S. 577—580.

[5]) Ebenda S. 576.

I. Kapitel.

Der Begriff der technischen Produktivität und die produktiven Kräfte in der Produktion.

§ 2. Der technische oder quantitative Produktivitätsbegriff.

Durch alle Anwendungsformen des Wortes Produktivität zieht sich als verbindendes Element die Idee eines Erfolges. Am deutlichsten tritt die Erscheinung eines äußerlichen Erfolges zutage, wenn neue, für menschliche Zwecke geeignete Gegenstände hervorgebracht werden. So nimmt auch der Begriff der Produktivität seinen Ausganspunkt von der sachlichen, physischen Produktion. Produktivität bedeutet zunächst sachliche Ergiebigkeit. Wir können nun diese Art von Ergiebigkeit als technische oder quantitative Produktivität bezeichnen.

Der Begriff dieser technischen Produktivität ist verhältnismäßig einfach und es sind bei ihm offenbar jegliche Werturteile ausgeschaltet. Zu ihm bekennen sich auch Nationalökonomen, die die Möglichkeit eines volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffes abgelehnt haben.

Schon auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik, die wir als zeitlichen Ausgangspunkt unserer Untersuchungen nehmen wollen, spielte die Frage nach der technischen Produktivität eine wichtige Rolle. Philippovich hatte in seinem Referat über „Das Wesen der volkswirtschaftlichen Produktivität und die Möglichkeit ihrer Messung" die technische Produktivität von der volkswirtschaftlichen geschieden und so deutlich zwei gesonderte Betrachtungsweisen hervorgehoben. Bei der Beurteilung einzelner Produktionsakte vom Gesichtspunkt der technischen Produktivität aus kommt es nach Philippovich auf ihr sachliches Ergebnis an. Es werden hier einzelne Tatsachen der Produktion und ihre unmittelbare Einwirkung auf den Güterbestand der Volkswirtschaft betrachtet. Im Mittelpunkt der Beurteilung steht der physische Produktionsprozeß als ein technischer Vorgang der Gewinnung von Gütern und die Produktivität bleibt auf die quantitativen Tatsachen dieses Vorganges beschränkt. In diesem Sinne werde in der Regel die Produktivität der Landwirtschaft und der Industrie erörtert.

Das Urteil der Produktivität, das an die technische Produktion anknüpft, wird aber von Philippovich noch genauer bestimmt, indem der Aufwand an Arbeitsmühe und Sachgütern mit dem Sacherfolge verglichen wird. Das Maß ist hiernach durch die Menge der Produkte gegeben, welche in einer bestimmten Zeiteinheit auf den Kopf der Arbeiter gewonnen werden oder ökonomisch ausgedrückt durch die Kostenmenge, die auf eine bestimmte Einheit des Produktes entfällt [6]).

Außer von Philippovich wurde die Frage der technischen Produktivität in Wien besonders von Sombart und Max Weber erörtert. Gegenüber den Versuchen, die gemacht wurden, um das volkswirtschaftliche Produktivitätsproblem zu lösen, hielten sie streng an dem technischen Produktivitätsbegriff fest, da nur er wissenschaftlich eindeutig bestimmt werden könne. Der technische Produktivitätsbegriff in diesem Sinne aber sei — so erklärte Sombart — ein zentraler Begriff der Volkswirtschaftslehre und er wüßte nicht, wie man ohne ihn auskommen solle [7]). Max Weber und Sombart stehen beide auf dem Standpunkt, daß für einen wirklich brauchbaren, rein objektiven Produktivitätsbegriff gefordert werden muß, daß wenigstens dem Prinzip nach die ihm zu Grunde liegende Relation zwischen Aufwand und Erfolg berechenbar wäre. Sombart versteht unter der Relation zwischen Aufwand und Erfolg speziell das Verhältnis zwischen einem gegebenen Arbeitsaufwand und einem bestimmten Produktquantum. Wenn Veränderungen in dieser Relation einträten, könne man unter rein technischen Gesichtspunkten feststellen, daß die Produktivität gestiegen oder gefallen sei, so z. B. wenn ein Mann in einem gegebenen Zeitraum vermöge eines besseren Werkzeuges statt ein Paar Stiefel zwei Paare produziert [8]).

Max Weber hält die Relation zwischen Aufwand und Erfolg in drei Fällen dem Prinzip nach für empirisch eindeutig, nämlich

1. die physische Berechnung des Güteverhältnisses der erzielten zu den aufgewandten Energien, für den Nationalökonomen eine theoretische Spielerei, da technischer Fortschritt und Verbesserung des Güteverhältnisses nicht identisch sind.

2. Die Beziehung der aufgewendeten menschlichen Arbeit zur erzeugten Produktenmenge, die aber nicht als eine rein technologische aufgefaßt werden darf, da es letzten Endes auf die Kostenfrage ankommt.

3. Die Rentabilität.

---

[6]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 337 ff.

[7]) Ebenda S. 571.

[8]) Ebenda S. 571.

Was die zweite Relation anbetrifft, so taucht sie in verschiedenen Fragestellungen auf, besitzt aber infolge der Verschiedenheit der Arbeit nur geringen Vergleichbarkeitswert. So weist Max Weber darauf hin, daß z. B. die Vergleichbarkeit des Teilarbeiters mit dem Vollarbeiter fehle, da ihre Arbeit nicht dieselbe sei [9]).

In der neueren Literatur hat sich vor allem Robert Liefmann um die Weiterbildung des technischen Produktivitätsbegriffs verdient gemacht. Er hebt hervor, daß der Ausdruck „Produktivität" im Gegensatz zu „Produktion" ein Relationsbegriff ist, da er einen Vergleich enthält. Der Begriff der technischen oder quantitativen Produktivität — so führt Liefmann weiter aus — wird gebraucht in dem Falle, daß mit einem möglichst geringen Quantum von Mitteln ein gegebener Erfolg oder mit einem gegebenen Quantum von Mitteln ein möglichst großer quantitativer Ertrag erzielt wird. Sind die Mittel Kosten, d. h. Aufwendungen an Arbeitsmühe oder Geld, so enthält der Produktivitätsvergleich auch wirtschaftliche Momente. Es wird hier also ein ökonomischer Begriff hineingetragen, der in vielen technischen Fragestellungen eine Rolle spielt so z. B., wenn es sich darum handelt, ein Haus oder eine Maschine mit einem möglichst geringen Arbeits- oder Geldaufwand herzustellen. Liefmann bezeichnet nun diese Technik, bei der die Mittel Kosten sind, als „ökonomische Technik". — Ein Produktivitätsurteil kann jedoch nach Liefmann nur abgegeben werden, wenn zwei verschiedene Verfahren, zwei verschiedene Produktionsakte miteinander verglichen werden. Man kann dabei entweder die Kosten gleichsetzen und dann die verschiedene Produktenmenge feststellen oder die Menge der gewonnenen Produkte gleichsetzen und die verschiedene Höhe der Kosten vergleichen. Werden die Kosten gleichgesetzt, so werden sie praktisch eliminiert und der Vergleich der verschiedenen Produktenmenge kann offenbar nur ein quantitativer sein. Aber auch wenn man die Produktenmenge gleichsetzt und die verschiedene Höhe der Kosten betrachtet, bleibt die Produktivitätsvergleichung trotz des Hineintragens des Kostenmoments eine technische, solange man von den Wertverhältnissen ganz abstrahiert und solange die Produkten m e n g e das tertium comparationis bildet [10]).

In gleicher Weise wie Liefmann faßt Philippovich im ersten Band seines „Grundrisses der politischen Ökonomie" den

---

[9]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 605 ff.

[10]) Robert Liefmann, Grundlagen einer ökonomischen Produktivitätstheorie. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 98, 3. Folge 43, Jena 1912, S. 283 ff.

Derselbe, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Bd. I, Stuttgart und Berlin 1917, S. 348 ff.; Bd. II, Stuttgart und Berlin 1919, S. 716.

Begriff der quantitativen Produktivität auf. Er schreibt dort: „Wenn wir von Produktivität sprechen, denken wir an den technischen Erfolg der Produktion. Wir vergleichen zwei Produktionsbetriebe mit gleichen Kosten und nennen jenen den produktiveren, der größere Mengen von Produkten erzeugt hat“ [11]). Und Pesch definiert in seinem „Lehrbuch der Nationalökonomie“ die technische Produktivität als das Verhältnis des Sacherfolgs zu Mühe und Sachaufwand [12]).

Um die Schwierigkeiten der Produktivitätsvergleichung, die sich aus der Verschiedenartigkeit der Arbeit ergeben, zu beseitigen, spricht Lexis von der „aufgewandten normalen Arbeit“. Er schreibt in seiner „Allgemeinen Volkswirtschaftslehre“: „Die Arbeit zeigt ... verschiedene Grade der Produktivität, und zwar wird diese für jede Art der Produktion gemessen durch die Menge des Produktes, das auf eine Einheit der aufgewandten normalen Arbeit kommt“ [13]).

Die Menge der gewonnenen Produkte wird bei Gottl ganz allgemein zu einem bestimmten Aufwand in Beziehung gesetzt. Er unterscheidet die Produktivität des vereinzelten Vorgangs, die er, um den vieldeutigen Ausdruck „Produktivität“ zu vermeiden als „Leistungswucht“ bezeichnet und die Produktivität des Betriebes, die er „Ertriebswucht“ nennt. Je größer nun die technische Rationalität eines Vorgangs ist, desto umfangreicher erweist sich seine sachliche Ergiebigkeit, sein vergleichsweiser Erfolg oder desto kleiner ist sein vergleichsweiser Aufwand. Die vergleichsweise sachliche Ergiebigkeit stellt nach Gottl gleichsam das Maß dar, „in welchem ein technischer Vorgang als Produktion seinen Beruf erfüllt“ [14]). Im Gegensatz zum einzelnen Vorgang setzt sich der Betrieb aus einer Vielzahl von Sachleistungen zusammen. Den Sacherfolg des Betriebs heißt Gottl „Ertrieb“. Dieser steht dem „Ertrag“ der Unternehmung gegenüber, der nur rein geldwirtschaftlich aufzufassen ist. Die relative Höhe des Ertriebes ergibt sich aus der Vergleichung zweier Betriebe, bei denen die Aufwandsumme gleichgesetzt wird. Sie ist umso größer, je rationeller der Betrieb gestaltet ist, je geringer also die spezifischen Aufwendungen bei ihm sind [15]).

---

[11]) Eugen von Philippovich, Grundriß der politischen Ökonomie. Bd. I, 18. Aufl., Tübingen 1923, S. 137.

[12]) Heinrich Pesch, Lehrbuch der Nationalökonomie. Bd. III, Freiburg/Br. 1926, S. 48; Bd. IV, Freiburg/Br. 1922, S. 314.

[13]) Wilhelm Lexis, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Die Kultur der Gegenwart Teil II, Bd. X, Berlin und Leipzig 1910, S. 46.

[14]) Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, Wirtschaft und Technik. G. d. S. II. Abteilung, 2. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1923, S. 23.

[15]) Ebenda S. 23 und 26.

Auch Wilbrandt betont mit Recht, daß es bei der Produktion darauf ankommt, den Ertrag mit möglichst wenig Aufwand zu erzielen. Er schreibt dann weiter: „Je mehr das gelingt, als umso besser wird die Produktivität bezeichnet. Dieser von Max Weber in den Orkus verbannte Begriff kehrt also wieder, aber lediglich in dem festumgrenzten Sinn des Verhältnisses von Erfolg und Aufwand in der Produktion“ [16]).

Nur auf die sachliche Ergiebigkeit der Produktion ohne besondere Betonung des Aufwandsmomentes zielt der Produktivitätsbegriff bei Diehl. Für ihn ist Produktivität überhaupt nur ein technischer Begriff. So denkt er, wenn man z. B. von der Produktivität eines Bergwerkes spricht, an seinen Erz- oder Kohlenreichtum und, wenn man allgemein von der Produktivität der Produktionsmittel redet, an ihre Fähigkeit, einen gewissen Produktionsertrag hervorzubringen. Dieser rein technischen Erwägung stellt Diehl die Frage der wirtschaftlichen Verwertbarkeit der gewonnenen Produkte gegenüber, die aber schon außerhalb des Gebiets des Technischen liege [17]).

Nicht dem Inhalt, nur dem Ausdruck nach verschieden von Diehls technischem Produktivitätsbegriff sind die ganz allgemeinen Definitionen der Produktivität bei Oppenheimer, Eggenschwyler, Spann und Baxa.

Nach Franz Oppenheimer bezeichnet das Wort Produktivität „die Fähigkeit einer gegebenen Wirtschaftsgesellschaft, eine bestimmte Menge von Wertdingen niederer Ordnung zu Markte zu bringen“ [18]). Auch dieser marktwirtschaftliche Produktivitätsbegriff knüpft an die Menge der Güter an, die hier „Wertdinge niederer Ordnung“ genannt werden.

Eggenschwyler gebraucht den Begriff der technologischen Produktivität für die Herstellung materieller Güter und stellt ihn in strengen Gegensatz zum Begriff der wirtschaftlichen Produktivität, d. h. der Erzeugung von Wert [19]).

Spann spricht bei der technischen Produktivität von einem bloß formalen Gelingen der Werkerzeugung [20]) und Baxa von der sachlichen, physischen Ergiebigkeit der Produktion [21]).

---

[16]) Robert Wilbrandt, Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Bd. IV: Das Problem der Volkswirtschaftspolitik. Stuttgart 1925, S. 32.

[17]) Karl Diehl, Theoretische Nationalökonomie. Bd. II, Jena 1924, S. 13.

[18]) Franz Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie. Berlin 1910, S. 574.

[19]) W. Eggenschwyler, Zum Problem der Produktivität. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 104, 3. Folge 49, Jena 1915, S. 499.

[20]) Othmar Spann, Fundament der Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl., Jena 1923, S. 216.

[21]) Jakob Baxa, Geschichte der Produktivitätstheorie. Jena 1926, S. 151.

Überblicken wir die Definitionen der technischen Produktivität in der modernen deutschen und österreichischen nationalökonomischen Literatur, so können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß eine gewisse Übereinstimmung der Ansichten besteht. Auch wir wollen uns den übereinstimmenden Ergebnissen der Erörterungen über den Begriff der technischen oder quantitativen Produktivität anschließen und zusammenfassend sagen: Technische Produktivität bedeutet sachliche Ergiebigkeit der Produktion; sie zielt somit auf einen möglichst großen Produktionserfolg. Je mehr es gelingt, den Produktionserfolg über den Produktionsaufwand zu steigern, desto besser ist es mit der Produktivität bestellt. Sind nun die Mittel Kosten, d. h. Aufwendungen an Arbeit oder Geld, so ist es unmöglich, den Produktionsertrag mit dem Produktionsaufwand direkt zu vergleichen. Wir können in diesem Falle ein Produktivitätsurteil nur abgeben, wenn wir zwei verschiedene Produktionsakte zum Vergleich einander gegenüberstellen. Den Wert der Arbeit für die Produktivitätsvergleichung schlagen wir mit Max Weber nur gering an, wir müssen uns die Aufwendungen vielmehr auf Geld reduziert denken. Setzen wir nun die Geldkosten zweier Produktionsbetriebe gleich, so können wir die verschiedene Größe der gewonnenen Produktenmenge rein quantitativ feststellen und ihre Vergleichung bleibt stets eine bloß technische.

§ 3. Die produktiven Kräfte in der Produktion.

Der Produktivitätsbegriff bezieht sich aber nun, wie wir weiter sehen werden, nicht nur auf den Erfolg der Produktion, sondern mit Rücksicht auf die Erzeugung von Gütern, also in der Frage nach der Kausalität im Produktionsprozesse, auch auf die produktiven Kräfte und Mittel, die beim Produktionsvorgang wirksam werden.

Was uns hier zunächst, wo von den Ursachen der Produktion die Rede ist, interessiert, ist die Frage, ob die menschliche Arbeit als einzige Ursache aller Produkte angesehen werden kann. Zweifellos muß man im ökonomischen Sinne den Menschen als den alleinigen „Produzenten" bezeichnen; er ist — um mit Pesch zu sprechen — das „subjectum attributionis" [22]) für die ganze Produktion, da er ihre leitende Ursache ist. Die Frage nach der Kausalität, die sich nicht auf das Subjekt der Produktion bezieht, sondern auf die produktiven Kräfte, die in ihr zur Geltung kom-

[22]) Heinrich Pesch, a. a. O. Bd. IV, S. 510.

men, lautet aber: Ist die menschliche Arbeit allein produktiv? Diese Frage müssen wir nun verneinen, denn es ist ganz offensichtlich, daß die Natur einerseits aus sich selbst heraus, ohne Mitwirkung des Menschen Dinge hervorbringt und andererseits die menschliche Arbeit mit ihren eigenen produktiven Kräften positiv beeinflußt. Sehen wir von der physischen Produktion der Natur, die wohl nicht bestritten werden kann, ab und wenden wir uns der ökonomischen Produktion des Menschen zu, so liegt auch hier klar zutage, daß die Natur als ein unentbehrliches, produktives Element bezeichnet werden muß.

In der Natur findet der Mensch nämlich Kräfte vor, die er zwingt, unter seiner Leitung Dinge hervorzubringen, in der Hoffnung, daß ihnen auf dem Markte auch eine gewisse Bedeutung für die Bedürfnisbefriedigung beigelegt werde. So unterwirft sich der Landwirt die natürlichen Produktivkräfte, die im Boden verborgen sind, oder die von außen her, wie z. B. Licht und Wärme auf die Erde einwirken. Diese Kräfte sind ihrerseits wiederum die äußeren Bedingungen der Keimkraft des Samens, so daß sie im wahren Sinne des Wortes produktiv genannt werden können. Das physische Zustandekommen der Produkte hängt somit keineswegs allein vom Landmann ab, es sind dabei vielmehr Ursachen vorhanden, die ihre innere Befähigung zur Hervorbringung einer Sache nicht von der menschlichen Arbeitskraft ableiten.

Aber nicht nur in der Landwirtschaft, sondern überhaupt bei jeder Produktion spielt das Naturelement als selbständige produktive Kraft oder als materielle Vorbedingung eine wichtige Rolle. Erst aus dem Zusammenwirken von menschlicher Arbeit und natürlichen Stoffen und Kräften und nur aus diesen beiden Komponenten entstehen die Produkte. Diese Erkenntnis ist zweifellos einer der sichersten Gedanken der Theorie der elementaren Produktivkräfte.

Auch in der modernen nationalökonomischen Literatur besteht eine weitgehende Harmonie der Ansichten in der Richtung, daß Arbeit und Natur als die originären Produktivkräfte im Produktionsprozeß bezeichnet werden. So weist schon B a l l o d in seinem Referat über „Die Produktivität der Landwirtschaft" auf der Wiener Vereinstagung darauf hin, daß man in der Landwirtschaft die Produktivität der Fläche von der Produktivität der Arbeit unterscheiden müsse. Weit mehr als in der Industrie werde die Landwirtschaft in ihrer Produktivität durch den Naturfaktor, also Boden und Klima beeinflußt [23]).

I u l i u s W o l f macht besonders darauf aufmerksam, daß man bei der Schaffung von Gütern nicht nur des Naturstoffes, sondern

[23]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 427.

was häufig vernachlässigt werde, auch der Naturkraft bedürfe. Immer aber müsse an der Natur die wirtschaftliche Arbeit des Menschen tätig werden, denn die Natur sei nur das Objekt der menschlichen Tätigkeit [24]).

Nach Sombart entscheidet über die Höhe des Jahresproduktes einer Nation nicht nur die Leistungsfähigkeit der Arbeit, die Arbeitsproduktivität, sondern auch die Bodenproduktivität. Wird also nach den Quellen des Produktionserfolges gefragt, so muß man auch die natürlichen produktiven Möglichkeiten und Kräfte innerhalb eines Landes berücksichtigen [25]). Das Jahresprodukt der Nation müssen wir uns somit denken „als das Ergebnis der Leistung der gesamten Produktivkraft eines Volkes, die in dem Zusammenwirken sachlicher und persönlicher Elemente zutage tritt, wie die Kraft eines lebendigen Organismus in dem Zusammenwirken von Geist und Materie“ [26]).

Auch für Böhm-Bawerk besteht das produktive Kräftematerial, dessen sich der Mensch zur Erzeugung von Genußgütern bedient, aus den beiden Komponenten der Naturkräfte und der Menschenkraft, deren Leistungen aber beschränkt sind [27]). „Alles, was wir in der Produktion erreichen, ist so das Ergebnis von zwei — und nur zwei — elementaren Produktivkräften: Natur und Arbeit.“ — „Das Menschengeschlecht findet eine Fülle natürlicher Prozesse vor und mischt die Betätigung seiner eigenen Kräfte drein: Was die Natur von selbst tut und was der Mensch dazutut, das ist die Doppelquelle, aus welcher alle unsere Güter entspringen und entspringen müssen; für eine dritte elementare Quelle ist daneben kein Platz mehr“ [28]).

In gleicher Weise erklärt Pesch Arbeit und Natur als die einzigen produktiven Urkräfte, die innerhalb des Produktionsprozesses in Wirksamkeit treten. In dem Falle der physischen Produktion der Natur liege es klar auf der Hand, daß sie aus sich heraus fähig sei, Güter [29]) zu erzeugen, allerdings nicht in der

---

[24]) Julius Wolf, Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1912, S. 41.

[25]) Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. Bd. II, 2. Halbband, 2. Aufl., München und Leipzig 1917, S. 931 ff.

[26]) Ebenda S. 932.

[27]) Eugen von Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins. 2. Abteilung: Positive Theorie des Kapitals, I. Bd., 4. Aufl., Jena 1921, S. 108 ff.

[28]) Ebenda S. 109.

[29]) Pesch gebraucht den Begriff des Gutes in einem Sinne, der weiter reicht, als der übliche wissenschaftliche Sprachgebrauch geht. Produziert werden nicht unmittelbar Güter, sondern technische Brauchbarkeiten, die zu Gütern in wirtschaftlichem Sinne nur dann werden, wenn sie für geeignet gehalten werden, einem menschlichen Bedürfnis zu dienen. (Vgl. C. J. Fuchs, Volkswirtschaftslehre. 4. Aufl., Berlin und Leipzig 1922, S. 6.)

„aktuellen Verfügbarkeit", wie es dem menschlichen Bedarf entspreche. Vielmehr müsse immer noch die menschliche Arbeit hinzutreten, um die von der Natur hervorgebrachten Güter in Besitz zu nehmen. Aber, auch wenn man die ökonomische Produktion des Menschen nach ihren produktiven Ursachen untersuche, so komme man letzten Endes ebenso auf Natur und Arbeit zurück. Die Arbeit ist nach Pesch wohl die notwendigste und wichtigste elementare Produktivkraft, aber der Mensch ist für ihn deshalb noch keineswegs das „subjectum inhaesionis" [30]) aller Kräfte in der Produktion. In der Landwirtschaft z. B. sei die menschliche Arbeit durchaus unfähig, allein neue substantielle Formen hervorzubringen. Dies würde die Grenzen der produktiven Fähigkeit des Landmanns weit übersteigen; es muß immer die Natur mit ihren eigenen produktiven Kräften dazutreten, soll eine bestimmte Produktion überhaupt möglich sein [31]).

In gleichem Sinne wie die bisher genannten Autoren äußern sich auch Philippovich und Schumpeter. Der erstere unterscheidet bei Betrachtung der Produktion unter ihren wirksamen Bestandteilen ebenso nur zwei, die „als notwendige und grundlegende Bedingungen anzusehen sind", nämlich Natur und Arbeit [32]). Schumpeter sieht die Arbeit und die Naturgaben für die Produktion als gleich unentbehrlich an [33]). Daraus folge, daß man alle Güter als „Bündel von Arbeits- und Bodenleistungen" [34]) auffassen könne. „Arbeits- und Bodenleistungen sind also in ganz gleicher Weise schlechtweg Produktivkraft" [35]).

Es bedarf wohl keines weiteren Argumentes, daß nur Arbeit und Natur die letzten produktiven Elemente und Ursachen aller Produkte sind. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich uns nun auch zugleich die verneinende Antwort auf die Frage, die uns unwillkürlich aufsteigt, wenn wir nach den originären Produktivkräften im Produktionsprozeß forschen, auf die Frage nämlich, ob auch das Kapital aus sich selbst heraus produktiv sei und man es dementsprechend zu den produktiven Ursachen der Produktion rechnen könne. Das Kapital besitzt keine selbständige Produktivität. Es ist nur die Zwischenursache einer produktiven Wirkung, die in letzter Linie auf die kapitalbildende Arbeit zurückzuführen ist. Kapital ist also nicht ein ursprüngliches Element, wie Arbeit und

---

[30]) Heinrich Pesch, a. a. O. Bd. IV S. 510.
[31]) Ebenda S. 510 ff.
[32]) Eugen von Philippovich, a. a. O. S. 140.
[33]) Josef Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 2. Aufl., München und Leipzig 1926, S. 20 ff.
[34]) Ebenda S. 21.
[35]) Ebenda S. 29.

Natur, es ist vielmehr durch eine vorausgegangene Produktion d. h. aus dem Zusammenwirken von Natur und Arbeit entstanden. „... die Werkzeuge, Maschinen usw. sind selbst wieder durch Arbeit aus Naturstoffen geschaffen ...“ schreibt Lexis [36]), auch Böhm-Bawerk kommt zu demselben Ergebnis, wenn er nach den einfachen Grundkräften sucht, aus deren Zusammenwirken alles hervorging und dabei auf die Frage stößt, ob auch dem Kapital eine selbständige Produktivkraft innewohnt, ob auch dem Kapital vom produktiven Erfolge etwas so ganz und gar zu eigen gehört, zu dem Ergebnis nämlich, daß das Kapital nur ein Zwischenprodukt von Natur und Arbeit ist, und daß ihm keinerlei selbständige Produktivität zukommt. „Das Kapital — sagt Böhm-Bawerk — gibt keinen selbständigen Anstoß, sondern pflanzt nur einen von originären Produktivkräften gegebenen Anstoß fort, so wie ein gestoßener Ball die Bewegung einem anderen mitteilt“ [37]). „Seine eigene Entstehung, sein Dasein, sein Weiterwirken sind nichts als Etappen im ununterbrochenen Wirken der wahren Elemente Natur und Arbeit. Sie und sie allein leisten von Anfang bis zu Ende alles für die Entstehung der Genußgüter“ [38]).

Wie Böhm-Bawerk leugnet Philippovich die selbständige Bedeutung des Kapitals in der Produktion. Auch er weist darauf hin, daß die Kapitalgüter ihrer Entstehung nach auf die aktive menschliche Arbeit einerseits, die Rohstoffe und Kräfte andererseits zurückzuführen sind und in ihrem Weiterwirken und Erfolg von den geistigen Fähigkeiten, von dem technischen und wirtschaftlichen Können des Produktionsleiters abhängig sind. Der Ausdruck „Produktivität des Kapitals“ sei daher nicht wörtlich zu nehmen [39]).

Julius Wolf führt die Produktivität des Kapitals auf die technische Idee zurück, die es verkörpert. Dem Kapital werde erst vom Techniker und Unternehmer das Leben gegeben, die Seele eingehaucht [40]). „Die technische Idee liefert Inhalt und Beseelung“ [41]), während das Kapital nur die Hülle ist, in der sie zutage tritt, nur „der Körper, an dem sie sich niederschlägt“ [42]). Das Kapi-

---

[36]) Wilhelm Lexis, a. a. O. S. 44.
[37]) Eugen von Böhm-Bawerk, a. a. O. S. 129.
[38]) Ebenda S. 132.
[39]) Eugen von Philippovich, a. a. O. S. 353.
[40]) Julius Wolf, a. a. O. S. 143.
[41]) Ebenda S. 59.
[42]) Ebenda S. 57.

tal „objektiviert“ [43]) die technische Idee, die aus der geistigen Arbeit des Menschen entsprungen ist. Die Produktivität des Kapitals ist daher nach Wolf eine der technischen Idee entlehnte, eine Produktivität, deren Ursache letzten Endes die Produktivkraft Arbeit ist. Das Kapital selbst ist „der an sich, ohne technische Idee, schlechthin tote Stoff“ [44]).

Sehr eng mit dem Gedankengang von Wolf berührt sich Gottl, wenn er schreibt: „Die Maschine sicherlich erscheint stets nur als Vermittler technischer Vernunft“ [45]); und auch Pesch betont, daß die im eigentlichen Sinne produktive Kraft beim Wirken des Kapitals der menschliche Geist ist. Die Maschine z. B. sei eine Erfindung des Menschen, werde von ihm aufgestellt und in Tätigkeit gesetzt. Ohne seinen Einfluß sei die Maschine „ein totes Knochengerüst“, „ein unfruchtbares ‚artificium‘ “ [46]). Die Produktion, die durch die Maschine erfolgt, ist nach Pesch eine rein künstliche, nicht z. B. wie beim Wachstum der Pflanzen ein natürlicher Vorgang. „Mag daher — sagt Pesch — auch die Wirksamkeit einer komplizierten Maschine dem Wirken der produktiven Naturkräfte in mancher Hinsicht noch so ähnlich sein, niemals wird man sich dazu verstehen dürfen, die Maschine als eine ‚causa principalis‘ der Produktion, als produktive Urkraft zu bezeichnen“ [47]).

Wir können aber den Ausdruck „Produktivität des Kapitals“ in einem weiteren, uneigentlichen Sinne gebrauchen, wenn wir nämlich darunter verstehen, daß durch Verwendung von Kapital, also z. B. durch Gebrauch von Werkzeugen, Maschinen, Schiffen, Eisenbahnen die Produktion in Beziehung auf Quantität und Qualität ihrer Erzeugnisse erweitert und vervollkommnet wird. Das Kapital, als „Produktionsumweg“, „Leistungsumweg“ im Sinne der Kapitaltheorie Böhm-Bawerks gefaßt, ist für den Erfolg der Produktion von größter Bedeutung, da es die Produktivkraft des arbeitenden Menschen gewaltig erhöht. Durch das Einschlagen zeitraubender Produktionsumwege entstanden, ist es stets nur ein Mittel, die zukünftige Versorgung reichlicher zu gestalten. Es hat nämlich die Kraft, zur Produktion von mehr Gütern zu dienen, als man ohne dasselbe hätte erzeugen können. Diese Mehrergiebigkeit der Produktionsumwege kann man nun auch als „technische“ oder „physische Produktivität“ des Kapitals bezeichnen. Sie tritt so klar in die Erscheinung, daß sie wohl kaum in Abrede gestellt werden kann.

---

[43]) Ebenda S. 55.
[44]) Ebenda S. 57.
[45]) Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, a. a. O. S. 104.
[46]) Heinrich Pesch, a. a. O. Bd. IV S. 515.
[47]) Ebenda S. 515.

In der modernen Literatur hat besonders Böhm-Bawerk auf die „technische Produktivität" des Kapitals hingewiesen. Obwohl er dem Kapital die originäre Produktivkraft abspricht, erkennt er doch ausdrücklich an, daß man mit seiner Hilfe mehr Güter hervorbringen kann, als ohne dieselbe, daß es also zur Herbeiführung eines sachlichen Mehrerfolgs fähig ist. Er gibt ohne weiteres zu, daß das Kapital die im zugeschriebene physische Produktivität besitzt: Der Mensch könne mit den elementaren Produktivkräften Natur und Arbeit die begehrten Güter entweder unmittelbar, das ist durch kapitallose Produktion oder durch Vermittlung von Zwischenprodukten, sogenannten Kapitalgütern mittelbar, d. h. durch kapitalistische Produktion herstellen. Die letztere Methode erfordere ein Opfer an Zeit, bringe aber einen Vorteil an der Masse des Produkts [48]).

Die in den Tatsachen begründete physische oder technische Produktivität des Kapitals äußert sich aber nach Böhm-Bawerk nicht immer unbedingt in einem gesteigerten Quantum von Produkten, vielmehr kann die technische Ergiebigkeit der kapitalistischen Produktionsmethode auch in einer verbesserten Qualität der Güter zutage treten. „Mit dem gleichen Aufwand an originären Produktivkräften (Arbeit und wertvollen Naturkräften) — schreibt Böhm-Bawerk — kann man auf einem klug gewählten kapitalistischen Umwege mehr oder bessere Güter erzeugen, als man auf dem Wege der direkten kapitallosen Produktion hätte erzeugen können" [49]).

Auch Julius Wolf z. B. sieht es als die typische Funktion des Kapitales an, bei gleichem Einsatz Mehr-Produkt zu erwirken [50]). Ebenso gibt Philippovich eine „Produktivität des Kapitals" in dem Sinne zu, daß die Ergiebigkeit menschlicher Arbeit und der Natur durch richtige Kapitalsausstattung gesteigert wird. Man könne den Ausdruck „Produktivität des Kapitals" gebrauchen, wenn man sich klar mache, daß darunter nur eine technische Ergiebigkeit, nur eine technische Produktivität der Kapitalgüter zu verstehen sei [51]).

In einem etwas engeren Sinne faßt Wieser in seiner „Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft" [52]) die „physische Produktivi-

---

[48]) Eugen von Böhm-Bawerk, a. a. O. S. 120 ff.

[49]) Ebenda S. 111.

[50]) Julius Wolf, a. a. O. S. 55.

[51]) Eugen von Philippovich, a. a. O. S. 353 u. 356.

[52]) Friedrich von Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft. G. d. S. I. Abteilung, 2. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1924, S. 99 ff.

tät" des Kapitals auf, die er von der „rechenmäßigen Produktivität" des Kapitals unterscheidet. Die physische Produktivität des Kapitales äußert sich nach Wieser darin, daß die durch den Kapitalverbrauch gerissenen Lücken physisch durch die Erneuerungsmasse ersetzt werden, „so daß die volle Kapitalsubstanz, mit welcher die Volkswirtschaft die Produktion begonnen hat, am Schlusse wieder hergestellt ist und darüber hinaus eine physische Masse von Reinertragsgütern verfügbar ist" [53]). Wieser betont nun aber ausdrücklich, daß die Reinertragsgüter stets Güter nächst niederer Ordnung sind, die zum physischen Ersatz der verbrauchten Güter höherer Ordnung nicht geeignet seien. Jedoch lasse sich bei planmäßiger Verwendung des Kapitals der physische Reinertrag rechenmäßig als Quote der Kapitalsubstanz feststellen, die für jedes einzelne Kapitalgut dem allgemeinen Zuwachspercent entspreche.

Der Ansicht Wiesers, daß sich für das Kapital kraft seines produktiven Beitrages aus der zugerechneten Rohertragsmasse stets ein Reinertrag ergibt, können auch wir uns anschließen und erklären die Tatsache, daß das Kapital stets mehr erzeugen soll, als zu seiner Erneuerung notwendig ist, aus der Knappheit der Kapitalgüter. Der Reinertrag stellt nämlich nichts anderes dar, als den Preis, den der Unternehmer für die Überlassung des Kapitalgebrauchs zahlen muß.

Der Reinertrag ist zunächst immer nur etwas Physisches, er ist nie unmittelbar eine Größe von Wert. „Dem Kapitale eine buchstäblich werterzeugende Kraft zuzuschreiben, heißt — wie Böhm-Bawerk mit Recht hervorhebt — das Wesen des Wertes einerseits und das der Produktion andererseits von Grund aus mißverstehen" [54]). Der Wert kann überhaupt nicht produziert werden, sondern immer nur Sachen, die ihren Wert immer erst von außen empfangen: „Aus den Bedürfnissen und Deckungsverhältnissen der Wirtschaftswelt" [55]).

Hat unsere bisherige Untersuchung ergeben, daß Arbeit und Natur zugleich als elementare Produktivkräfte in jeder Produktion wirken und daß das Kapital nur eine uneigentliche, sogenannte technische Produktivität besitzt, so bleibt uns jetzt noch übrig, auf die schon oben kurz behandelte Frage nach dem Sub-

---

[53]) Friedrich von Wieser, a. a. O. S. 99.

[54]) Eugen von Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins. 1. Abteilung: Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, 3. Aufl., Innsbruck 1914, S. 162.

[55]) Ebenda S. 162.

jekt der Produktion[56]) näher einzugehen und dabei zu untersuchen, welche Bedeutung speziell der Produktivkraft Arbeit zukommt.

Ein Blick in die Wirklichkeit gibt uns die Antwort: die menschliche, geistige Arbeit ist es allein, die die Initiative zur Produktion ergreift, sie muß zuerst wirken, damit die anderen Kräfte in Tätigkeit treten können, kurz: sie ist die Ursache des Produktionsprozesses. Und auch in seinem Verlauf ist die Arbeit stets führend, leitend und herrschend, sie bedient sich aller übrigen Faktoren wie z. B. der Grundstücke, Naturmaterialien, Maschinen und Werkzeuge nur als Hilfsmittel, sie sind für ihre Wirksamkeit nur Voraussetzungen und Bedingungen.

Unter den neueren Nationalökonomen ist es vor allem Othmar Spann, der die primäre, veranlassende, nützende Fruchtbarkeit der Arbeit zur abgeleiteten, veranlaßten, genützten Fruchtbarkeit ihrer Hilfsmittel in Gegensatz stellt. Er macht darauf aufmerksam, daß das Verhältnis zwischen der Arbeit und den Gütergruppen nicht das der einfachen Nebeneinanderordnung, sondern das der Über- und Unterordnung ist.

So betont er namentlich die Produktivität der geistigen Arbeit, die umso selbständiger wird, je führender sie ist, mit dem Grade ihres Passivwerdens aber immer mehr den Charakter der abhängigen Fruchtbarkeit bekommt. Jedoch auch die einfachste ausführende Arbeit behalte noch stets, der Produktivität der Natur und des Kapitals gegenüber ein aktives Moment, eine primäre Fruchtbarkeit[57]).

Wie Spann erblickt auch Pesch in der menschlichen Arbeit die „vornehmste produktive Kraft“[58]). Sie ist es, weil sie der Zeit nach an erster Stelle in der Produktion tätig wird und weil sie innerhalb derselben die wichtigste Rolle spielt[59]). „Durch den menschlichen Geist und Willen — sagt Pesch — wird vor allem das Ziel der jeweiligen Produktion erfaßt und bestimmt. Durch geistige und körperliche Arbeit werden sodann alle dabei tätigen Kräfte dem erstrebten Ziele innerlich und äußerlich angepaßt“[60]). Diese Kräfte stehen aber zu der menschlichen Arbeit nicht im Verhältnis der einfachen Komplementarität, sondern sie sind dem

---

[56]) S. o. S. 8.

[57]) Othmar Spann, a. a. O. S. 226 ff.

[58]) Heinrich Pesch, Produktivität der Volkswirtschaft und volkswirtschaftliche Produktivität. Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Bd. IX, 2. u. 3. Heft, 1915/16, S. 326.

[59]) Heinrich Pesch, Lehrbuch der Nationalökonomie. Bd. IV S. 510 ff.

[60]) Ebenda S. 511.

Menschen untergeordnete Faktoren. „Der Mensch bedient sich derselben lediglich als Mittel, um seine geistig erfaßten und erstrebten Zwecke zu verwirklichen“ [61]).

Außer den beiden genannten nationalökonomischen Schriftstellern haben auch Lexis [62]), Wieser [63]), Baxa [64]) und Wunderlich [65]) das Problem der Produktivität der über- und untergeordneten Wirtschaftsmittel mehr oder weniger eingehend behandelt und sind ebenso zu dem Ergebnis gekommen, daß als aktiver Faktor, als führende Kraft der Produktion nur die menschliche Handlung angesehen werden kann, daß also nur sie in diesem Sinne selbständige Produktivität besitzt, während die mitwirkenden sachlichen Faktoren nur untergeordnete Wirtschaftsmittel sind und ihre Fruchtbarkeit demnach nur eine abhängige ist.

So heißt es bei Lexis: „Der aktive Faktor der Produktion ist ausschließlich die menschliche Arbeit“ [66]) und Wieser, der die Frage der primären und abgeleiteten Produktivität in seiner „Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft“ gelegentlich der „Theorie der Arbeit“ behandelt, sagt dort: „Die Arbeit ist den mitwirkenden sachlichen Faktoren übergeordnet, sie hat die Führung, die anderen sind nur ihre Hilfsmittel, ihre toten Werkzeuge, während sie selber, zielbewußt schaffend lebendige Kraft hat. In diesem Sinne darf man mit Recht sagen, daß die Arbeit allein produziere, und man darf auch noch hinzufügen, daß Land und Kapital nichts weiter als die Bedingungen dafür seien, damit die Arbeit produzieren könne“ [67]).

Auch Baxa weist am Ende seiner dogmenkritischen Untersuchung des Produktivitätsbegriffs darauf hin, daß die menschlichen Handlungen jederzeit führend in der Wirtschaft sind. „Ihnen allein kommt ursprüngliche Fruchtbarkeit zu. Diejenige der Kapitalien, Grundstücke usw. ist abgeleiteter Natur“ [68]).

Frieda Wunderlich, die wir noch erwähnen wollen, macht gleichfalls einen Unterschied zwischen der führenden Produktivität der Arbeit und der geführten Produktivität ihrer Hilfsmittel. „Der Begriff produktive Kraft — schreibt die Verfasserin — kul-

---

[61]) Ebenda S. 511.
[62]) Wilhelm Lexis, a. a. O. S. 43 ff.
[63]) Friedrich von Wieser, a. a. O. S. 44 u. 83.
[64]) Jakob Baxa, a. a. O. S. 155.
[65]) Frieda Wunderlich, Produktivität. Jena 1926, S. 301.
[66]) Wilhelm Lexis, a. a. O. S. 43.
[67]) Friedrich von Wieser, a. a. O. S. 83.
[68]) Jakob Baxa, a. a. O. S. 155.

miniert in der menschlichen Arbeit“ [69]). Das Kapital ist für sie „latenter Kraftträger, der aber vom Menschen geschaffen, vom Menschen belebt werden muß, und daher dem Produktionsfaktor Arbeit gegenüber nur eine untergeordnete Rolle spielt“ [70]). Auch die Natur könne erst mit Hilfe menschlicher Arbeit über den gegebenen Zustand hinaus entwickelt werden. „Natur und Kapital sind Hilfsmittel, die erst durch lebendige menschliche Kraft gestaltet werden“ [71]).

Wenn wir nach den produktiven Kräften forschen, die in der Produktion wirksam werden, so stoßen wir noch auf eine etwas eigenartige Produktivkraft, die zwar nicht unmittelbar an der Gütererzeugung teilnimmt, die aber doch in einem weiteren Sinne außer den bekannten produktiven Faktoren dabei mitwirkt: Es ist dies der Staat, der Staat als System der gesamten gesellschaftlichen Einrichtungen, ohne die — wie Philippovich mit Recht betont — der größte Teil der heutigen Produktionen unmöglich wäre [72]). Dürfen wir uns den Staat auch nicht als selbständig produzierend vorstellen, so ist er doch geeignet, „die vorhandenen produktiven Kräfte eines Landes zu vollerer Entfaltung zu bringen und dadurch indirekt zur Produktion beizutragen“ [73]).

Fragen wir uns, was vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus eigentlich das Wesen des Staates ist, so können wir uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Staat einen wichtigen Erzeugungsumweg, ja man kann sagen den bedeutendsten Produktionsumweg überhaupt darstellt. Er ist, wie Spann richtig sagt, als Wirtschaftsmittel „die Summe aller Bedingungen und organisatorischen Hilfsmittel der Erzeugung“ [74]). Mag auch der Staat im zweckorientierten Sinne Kategorien wie „Volkstum“, „Moral“, „Gerechtigkeit“ enthalten, als Wirtschaftsbestandteil ist er stets nur ein System von Mitteln für Ziele oder, wie wir mit Spann sagen können, „Kapital höherer Ordnung“ [75]). Hier entwickelt er Produktivkräfte, wie z. B. Rechts- und Kreditsicherheit, Unterrichts- und Gesundheitswesen, Verkehrsorganisation und Polizei.

Die Kapitalleistung höherer Ordnung liegt noch eine Stufe hinter der ersten Kapitalleistung zurück. Sie ist Bedingung aller Ka-

---

[69]) [70]) [71]) Frieda Wunderlich, a. a. O. S. 301.

[72]) Eugen von Philippovich, a. a. O. S. 141.

[73]) Johannes Müller, Abriß einer Geschichte der Theorie von den Produktionsfaktoren. Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle/S., herausgegeben von Johannes Conrad, 66. Bd., Jena 1911, S. 52.

[74]) Othmar Spann, a. a. O. S. 240.

[75]) Ebenda S. 101 ff.

pital- und Gebrauchsleistungen, also „fruchtbares, in die wirtschaftliche Arbeit wirklich eingehendes Element!“ [76]) — „Kapital höherer Ordnung ist das Allgegenwärtige, das bei jeder Wirtschaft unsichtbar oder sichtbar mitwirkt“ [77]).

II. Kapitel.

Der privatwirtschaftliche Produktivitätsbegriff.

§ 4. Die Bestimmung der privatwirtschaftlichen Produktivität als Rentabilität.

Der Begriff der privatwirtschaftlichen Produktivität oder Rentabilität, auf den sich bekanntlich die Privatwirtschaftslehre besonders stützt, geht im Gegensatz zum technischen Produktivitätsbegriff bei der Beurteilung des Produktionserfolges von rein wirtschaftlichen Maßstäben aus. Das heißt nun, daß beim Vergleich zwischen Produktionsaufwand und Produktionsergebnis die Kosten (die wir uns auch hier in Geld ausgedrückt denken müssen) nicht der gewonnenen Produktenmenge, sondern ihrem Wert oder Preis gegenübergestellt werden. Es genügt für die privatwirtschaftliche Produktivität noch keineswegs, daß eine möglichst große Quantität von Gütern erzeugt wird, es muß diesen Gütern vielmehr auf dem Markte eine gewisse Bedeutung für die Bedürfnisbefriedigung d. h. also ein bestimmter Wert beigelegt werden, der in der heutigen Geldwirtschaft seinen Ausdruck in den Preisen findet. Zwischen dem Wert oder Preis der verkauften Produkte und ihren Herstellungskosten liegt nun in der Regel, was man als Gewinn oder Ertrag zu bezeichnen pflegt. Dieser Reinertrag ist es, auf den die privatwirtschaftliche Produktivität abzielt. Sie ist umso größer, je stärker die Spannung zwischen den Preisen und den Produktionskosten ist, je mehr daher der Gewinn im Verhältnis zum Aufwand steigt. Ihren zahlenmäßigen Ausdruck findet die privatwirtschaftliche Produktivität in der Rentabilität, die ihrerseits durch das Verhältnis zwischen Gewinn und Gesamtkapital einer Unternehmung bestimmt wird.

Wollen wir nun ein Urteil über die privatwirtschaftliche Produktivität abgeben, so müssen wir zwei Wirtschaften miteinander vergleichen und untersuchen, welche von beiden bei gleichen

---

[76]) Ebenda S. 101.

[77]) Ebenda S. 103.

Kosten oder bei gleichen Preisen den größten Ertrag erzielt hat. In der Frage nach dem größten Ertrag besteht das privatwirtschaftliche Produktivitätsproblem.

Auf der Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Wien 1909 hatte dieses Problem keine besonders große Beachtung erfahren. Dies mochte seinen Grund darin haben, daß seine Lösung ziemlich eindeutig erschien, während die Frage der volkswirtschaftlichen Produktivität sehr umstritten war. Außerdem war man der Ansicht, daß für eine volkswirtschaftliche Betrachtungsweise die privatwirtschaftliche Produktivität nicht maßgebend sein dürfe.

Max Weber, der in Wien bekanntlich eine wissenschaftliche Lösung des volkswirtschaftlichen Produktivitätsproblems für unmöglich erklärte, erkannte doch an, daß der Begriff der Rentabilität festgestellt werden könne. Wie in dem Fall der technischen Produktivität, so sei auch bei der Rentabilität die „Berechenbarkeit" des Verhältnisses zwischen Aufwand und Erfolg wenigstens „im Prinzip" vorhanden [78]). Ebenso hatte auch Sombart betont, daß es Aufgabe der Wissenschaftler sei, „durch genaue Forschungen festzustellen, was in einer gegebenen Zeit oder in einem gegebenen Kreise von Wirtschaftssubjekten unter der Vorstellung Rentabilität zu verstehen ist" [79]).

Der einzige, der auf der Vereinstagung etwas ausführlicher beim privatwirtschaftlichen Produktivitätsproblem in seinen Ausführungen verweilte, war Eßlen. Er ging davon aus, daß man, um den Begriff der privatwirtschaftlichen Produktivität zu erhalten, die Faktoren in dem Vergleich zwischen dem Produktionsaufwand und dem Produktionsergebnis auf wirtschaftliche Grössen reduzieren müsse. Es sei daher nicht nur die Herstellung technischer Brauchbarkeiten, sondern vielmehr eine wirtschaftliche Werterzeugung erforderlich, die ihren Ausdruck darin finde, daß für diese technischen Brauchbarkeiten ein Preis bezahlt werde. Übersteige der erzielte Preis die aufgewendeten Produktionskosten, so könne man vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus von Rentabilität sprechen. Diese werde stets in der Weise gemessen, daß die privatwirtschaftlichen Kosten mit dem Werte des Produktes verglichen würden [80]).

Unter den modernen deutschen Nationalökonomen ist es wiederum Liefmann, der sich, wie mit dem technischen Produktivitätsproblem, so auch mit dem privatwirtschaftlichen eingehender beschäftigt hat. Der technische Produktivitätsbegriff — führt

---

[78]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 606 ff.

[79]) Ebenda S. 565.

[80]) Ebenda S. 473 u. 493.

er aus — werde zu einem wirtschaftlichen erst, wenn man nach dem Wert oder Preis der Produkte frage, denn Wirtschaft sei nicht gleichbedeutend mit Herstellung von Produkten. Beim privatwirtschaftlichen Produktivitätsproblem handle es sich darum, daß die Spannung zwischen Preisen und Kosten, also der Gewinn möglichst groß sei. Zum Begriff der privatwirtschaftlichen Produktivität oder Rentabilität komme man nun, indem man zwei Wirtschaften im Hinblick auf den Preis ihrer Produkte und ihre Herstellungskosten miteinander vergleiche. Grundlegend sei hier der ökonomische Ertrag, der überhaupt für alle Wirtschaftshandlungen allein maßgebend sei [81]).

Die verhältnismäßig einfache Bestimmung des privatwirtschaftlichen Produktivitätsbegriffs — Werturteile sind hier offenbar geradeso ausgeschaltet, wie beim Begriff der technischen Produktivität — hat naturgemäß zur Folge, daß die Nationalökonomen, soweit sie auf diesen Begriff näher eingegangen sind, in ihren Definitionen nicht merklich voneinander abweichen.

So spricht Mombert in seinem Aufsatz über die „Ökonomie der Arbeitskraft" gelegentlich einer Erörterung des Zieles der Einzelwirtschaften davon, daß es in einem möglichst großen Ertrag bestehe im Sinne eines Überschusses der Preise über die Kosten. Dem Unternehmer komme es nicht auf die sachliche Ergiebigkeit der Produktion an, sondern nur gerade auf jene Differenz zwischen Preisen und Kosten, d. h. also auf die privatwirtschaftliche Seite der Güterherstellung, die Rentabilität [82]).

In gleicher Weise äußert sich Pesch zum privatwirtschaftlichen Produktivitätsproblem. Auch er bemißt die privatwirtschaftliche Produktivität einer Einzelwirtschaft nach ihrer Rentabilität, die um so größer sei, je mehr der Erlös die privatwirtschaftlichen Kosten übersteige. Die Höhe des Gewinns einer Unternehmung zeige somit stets den Grad ihrer privatwirtschaftlichen Produktivität an [83]).

---

[81]) Robert Liefmann, Grundlagen einer ökonomischen Produktivitätstheorie. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 98, 3. Folge 43, Jena 1912, S. 287 ff.

Derselbe, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Bd. II, Stuttgart und Berlin 1919, S. 716.

[82]) Paul Mombert, Ökonomie der Arbeitskraft. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 108, 3. Folge 53, Jena 1917, S. 545 ff.

[83]) Heinrich Pesch, Produktivität der Volkswirtschaft und volkswirtschaftliche Produktivität. Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Bd. IX, 2. u. 3. Heft, 1915/16, S. 330 ff.

Derselbe, Lehrbuch der Nationalökonomie. Bd. III, S. 48; Bd. IV, S. 314, 316 u. 337.

Neben Pesch sei Philippovich erwähnt, der im 1. Band seines Lehrbuches über die privatwirtschaftliche Produktivität folgendes schreibt: „Vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus kommt es nicht auf die größte Quantität der Ergebnisse der Güter an, sondern auf das günstigste Verhältnis der Kosten zu den Preisen. Jene Wirtschaften oder Wirtschaftszweige, welche bei gleichen Kosten und gleichen Preisen die größten Erträge erzielen, sind privatwirtschaftlich am produktivsten. Rentabilität, das ist der Ertragsüberschuß der Preise über die Kosten, ist daher privatwirtschaftliche Produktivität“ [84]).

Gottl, den wir noch zitieren wollen, gebraucht zwar den Ausdruck „privatwirtschaftliche Produktivität“ nicht, bezeichnet aber in diesem Sinne die Rentabilität einer Unternehmung als das Maß ihrer „Ertragswucht“. Die so verstandene Rentabilität finde ihren zahlenmäßigen Ausdruck in der Verzinsung des Unternehmungskapitals [85]).

Die privatwirtschaftliche Produktivität, die durch die Rentabilität angezeigt wird, ist eine Kategorie der Personalwirtschaft. Sie ist streng zu unterscheiden von der technischen Produktivität, darf aber ebensowenig mit der volkswirtschaftlichen Produktivität verwechselt werden, da ein hoher Gewinn allein noch nichts über die volkswirtschaftliche Fruchtbarkeit einer Unternehmung aussagt. Trotzdem wird man wohl in vielen Fällen annehmen dürfen, daß eine rentable Produktion auch volkswirtschaftlich produktiv ist, wenn auch die Richtschnur jeder Privatwirtschaft nicht die Erzielung volkswirtschaftlicher Produktivität, sondern das Streben nach größtem Ertrag ist. Was nun unter volkswirtschaftlicher Produktivität zu verstehen ist, soll das nächste Kapitel dartun.

III. Kapitel.

Der volkswirtschaftliche Produktivitätsbegriff.

§ 5. Die Problemstellung.

Im Mittelpunkt unserer Untersuchungen steht der heftig umstrittene Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität, der von den Begriffen der technischen und privatwirtschaftlichen Produktivität, wie sie in den beiden ersten Kapiteln entwickelt wor-

---

[84]) Eugen von Philippovich, a. a. O. S. 137.
[85]) Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, a. a. O. S. 25.

den sind, geschieden werden muß. Hatte der Begriff der technischen oder quantitativen Produktivität auf die sachliche Ergiebigkeit und der privatwirtschaftliche Produktivitätsbegriff auf den Gewinn abgezielt, so handelt es sich bei der volkswirtschaftlichen Produktivität einerseits um die Frage, inwieweit wir einem einzelnen Produktionsvorgang vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus Produktivität zusprechen können und andererseits um die Frage, inwiefern eine Volkswirtschaft in ihrer gesamten Organisation produktiv genannt werden kann. Diese letztere Frage können wir als das Problem der „Produktivität der Volkswirtschaft" bezeichnen.

Eine Lösung dieser Fragen durch die Bildung eines einheitlichen Begriffs der volkswirtschaftlichen Produktivität konnte bei der Verschiedenheit volkswirtschaftlicher Lehrmeinungen bisher nicht gefunden werden, ja sie wird von einigen Wissenschaftlern wie Max Weber und Sombart als unmöglich bezeichnet. Auch Diehl ist noch in neuester Zeit der Meinung, daß unsere Wissenschaft keinen allgemeingültigen Maßstab für die Frage aufstellen kann, inwieweit ein Produktionsvorgang dem volkswirtschaftlichen Interesse entspreche, da hierbei Werturteile und Gesellschaftsideale mitspielten [86]). An einer anderen Stelle schreibt er: „Wir müssen das Problem als unlösbar erklären, für die volkswirtschaftliche Produktivität einen qualitativen Maßstab angeben zu können, der allgemeiner Zustimmung sicher sein könnte" [87]).

Außer der negativen Einstellung dieser Autoren zum Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität finden wir aber auch in der Literatur bei einer Reihe bedeutender Wissenschafter positive Ausführungen zur Klärung des volkswirtschaftlichen Produktivitätsproblems. Der methodische Weg, der hier eingeschlagen wurde, ist allerdings verschieden, je nachdem ein objektiver Wirtschaftszweck als Maßstab volkswirtschaftlicher Produktivität aufgestellt oder aber eine Zielsetzung und damit eine Wertung abgelehnt wird. So ist z. B. für Philippovich und Pesch der Volkswohlstand, für Wunderlich die Wirtschaftsidee letztes Ziel der Produktivität, während Liefmann und Spann den Schwerpunkt des Produktivitätsbegriffs auf seine Bedingungen verschoben haben. Dementsprechend können wir für die systematische Darstellung des volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffs folgende Titel unterscheiden:

---

[86]) Karl Diehl, a. a. O. S. 35.

[87]) Ebenda S. 35.

1. Der Volkswohlstand als Wirtschaftszweck,
2. Die Wirtschaftsidee als Wirtschaftszweck,
3. Die Bedingungen volkswirtschaftlicher Produktivität als Elemente des volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffs.

§ 6. Der Volkswohlstand als Wirtschaftszweck.

Die bekannte Ansicht von Adam Smith, daß der Tauschwert Maßstab der Produktivität sei, findet heute in der Literatur keine Anhänger mehr. Denn wir kämen, würden wir Produktivität mit der Schaffung von Tauschwerten gleichsetzen, zu dem ganz seltsamen, der Wirklichkeit widersprechenden Ergebnis, daß das Kriterium des volkswirtschaftlichen Reichtums in der Summe der erzeugten Tauschwerte bestehe. Dies widerspricht aber ja der Beobachtung, daß, je mehr freie Güter uns zur Verfügung stehen, es desto besser mit unserer Güterversorgung bestellt ist; freie Güter aber haben keinen Tauschwert. Eine andere Tauschwertantinomie liegt dann vor, wenn infolge vermehrter Produktion der Tauschwert der Produkte gesunken ist. Gerade dann kann man aber doch unmöglich von einer Verminderung der Produktivität sprechen. Ebensowenig kann man von einer Vermehrung der Produktivität reden, wenn infolge verminderter Produktion der Tauschwert der Produkte gestiegen ist. Dies würde sonst zu unhaltbaren Konsequenzen führen insofern, als der Tauschwert der Güter durch willkürliche Einschränkung der Erzeugung oder Vernichtung von Warenvorräten erhöht werden könnte.

Die Erkenntnis der Unbrauchbarkeit des Tauschwertes für die Untersuchung der volkswirtschaftlichen Produktivität führte zur Betonung des gesellschaftlichen Gebrauchswertes als Produktivitätsmaßstab. Als letzter Zweck der Volkswirtschaft erscheint hier nun der Volkswohlstand. Während bei Smith der Volksreichtum ein meßbarer Quantitätsbegriff gewesen war, der an die Summe der Tauschwerte anknüpfte, gehen Philippovich, Herkner u. a. mit ihrer Zwecksetzung des Volkswohlstandes über den Bereich der Wirtschaft hinaus auf allgemeine Kulturzwecke, in deren Dienst sich die Wirtschaft stellen soll. Die Zuspitzung jener Ansicht Max Webers und Sombarts, daß wir uns endlich einmal beschränken müssen auf die Erforschung dessen, was ist und nicht immer reden von dem, was sein soll, verfehlt — wie Philippovich in der Vereinsdebatte hervorhob — vollständig ihre Wirkung, weil in den Geisteswissenschaften die Zwecksetzung

immer der Vorläufer der Beschreibung und theoretischen Betrachtung sei [88]).

In seinem schriftlichen und mündlichen Referat über „das Wesen der volkswirtschaftlichen Produktivität und die Möglichkeit ihrer Messung" auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik trennte Philippovich bekanntlich die technische Produktivität von der volkswirtschaftlichen [89]). Für die letztere dürfe man nicht die Bedarfsbefriedigung des einzelnen als Maßstab wählen, weil dann Produktivität auch bei der Befriedigung törichter Bedürfnisse gegeben sei, was ein Gefühl der Unbefriedigung hinterlasse [90]).

Den Ausdruck volkswirtschaftliche Produktivität könne man vielmehr nur überall da zur Anwendung bringen, wo „Produktionsvorgänge vom Standpunkt der Gesellschaft und mit Rücksicht auf ihren Wert für das Leben der Menschen betrachtet werden" [91]) oder kürzer ausgedrückt: „wo soziale Beziehungen der Produktion gewertet werden" [92]).

Produktionsvorgänge werden also wie bei der technischen Produktivität auch hier von Philippovich in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt, aber vom Standpunkt der Volkswirtschaft aus wird der einzelne konkrete Produktionsprozeß nicht isoliert, sondern als Teilerscheinung des ganzen volkswirtschaftlichen Lebens ins Auge gefaßt. Denn ob durch ihn die Gesellschaft in der Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Zwecke einen größeren Nutzen erfahren habe, als ohne ihn der Fall gewesen wäre, darüber sage seine technische Vollkommenheit noch nichts aus. Wolle man vielmehr den Produktionshergang volkswirtschaftlich werten, so dürfe man nicht nur nach Quantitäten messen, sondern müsse auch die außerhalb des Produktionsprozesses liegenden Tatsachen prüfen, die Funktionen dieser Quantitäten. Philippovich verfolgt daher die Produktion nicht nur bis zu ihrer technischen Vollendung, sondern über diese hinaus bis zu dem Einfluß, den die Ergebnisse der Produktion auf die Wohlfahrt der Menschen haben. So denkt er bei den Wirkungen der Produktion in erster Linie daran, in welchem Maße der gesellschaftliche Bedarf befriedigt worden ist. Ist ein vorhandener Bedarf mit Produkten einer be-

---

[88]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 609.

[89]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, schriftl. Referat S. 329 bis 358, mündl. Referat S. 359—370.

[90]) Ebenda S. 334.

[91]) Ebenda S. 338.

[92]) Ebenda S. 340.

stimmten Produktion versorgt worden, so könne man diese Produktion nicht nur technisch gelungen, sondern auch volkswirtschaftlich produktiv bezeichnen.

Um aber ein vollständiges Urteil über die volkswirtschaftliche Produktivität eines Produktionsvorgangs abgeben zu können, müsse man noch untersuchen, ob sein gesellschaftlicher Aufwand nicht unverhältnismäßig groß gewesen ist. Von diesem Standpunkt aus wird z. B. von Philippovich die Erzeugung von Zündhölzern aus Weißphosphor, obwohl sie privatwirtschaftlich und technisch fruchtbar erscheine, für unproduktiv erklärt, weil die damit verbundene Vernichtung von Gesundheit und Leben schwerer wiege als der Mehraufwand an Arbeit und Kapital, der mit anderen Methoden der Zündhölzchenerzeugung verbunden ist [93]).

Diesem Urteil liegt die Beziehung der beiden Vergleichsobjekte — die Erzeugung von Zündhölzchen mit Weißphosphor und die Vernichtung von Gesundheit und Leben der Arbeiter — auf das einheitliche Maß der gesellschaftlichen Wohlfahrt zugrunde, die in dem einen Objekt gewonnen, in dem andern aber geopfert wird.

Wir gebrauchen aber — wie Philippovich weiter ausführt — den Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität sehr häufig, nicht um ein Urteil über einzelne Tatsachenreihen, sondern um ein solches über die gesamte Organisation der Volkswirtschaft abzugeben. Im letzteren Falle spreche man immer von der Produktivität der Volkswirtschaft und das Objekt der Betrachtung sei hier die Volkswirtschaft als tätige Einheit aller Einzelwirtschaften. Es wird ihre Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Gütergewinnung untersucht und das erstrebte Ziel ist, zu erkennen, welcher Erfolg für die dauernde Befriedigung des gegebenen Bedarfs, d. h. welches Maß der Wohlfahrtsförderung bei der Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft erreicht werden kann. Diese in dem Gesamtleben der Volkswirtschaft zutagetretende Fähigkeit Wohlstand hervorzurufen ist es, die Philippovich als Produktivität der Volkswirtschaft bezeichnet [94]).

Diesen Ausführungen von Philippovich hat sich nun Herkner auf der Wiener Vereinstagung angeschlossen. Er sucht teilweise den Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität noch schärfer zu formulieren. „Der Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität — sagt er — wird flankiert von den Begriffen der gesellschaftlichen Kosten und des gesellschaftlichen Gebrauchswertes. Je niedriger der Betrag der gesellschaftlichen Kosten, je

---

[93]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 339.

[94]) Ebenda S. 340.

höher der gesellschaftliche Gebrauchswert bei einer Produktion zu veranschlagen ist, desto günstiger wird der Grad der erreichten Produktivität zu beurteilen sein“ [95]).

Auf den Begriff des sozialen oder gesellschaftlichen Gebrauchswerts geht Herkner nicht näher ein, jedoch untersucht er eingehender den Begriff der gesellschaftlichen Kosten. Er zeigt, daß dieser Begriff zum größten Teil in Arbeitskosten besteht und daß diese wieder nicht nur auf die Arbeitszeit, sondern auch auf die mit der Arbeitsleistung verknüpften Empfindungen, insbesondere auf die der Arbeitsmühe zurückzuführen sind. So könne man „nicht im Ernst von einer Steigerung der Produktivität dort sprechen, wo zwar die Zahl der Arbeitsstunden abgenommen hat, wo aber die Arbeit selbst drückender, gefährlicher, aufreibender, abschreckender sich gestaltet“ [96]).

Zu den gesellschaftlichen Kosten rechnet Herkner auch noch alle mit der Produktion verbundenen Nutzeneinbußen, wie sie etwa bei Verschlechterung der Luft durch Rauch und Ruß von industriellen Anlagen entstehen, gleichgültig ob diese Nutzeneinbußen vom Unternehmer bezahlt werden oder nicht.

Zwar gibt Herkner am Schlusse seiner Ausführungen selbst zu, er verstehe durchaus, wenn man „diese schwankenden und schwammigen Begriffe der Produktivität und gesellschaftlichen Kosten mit Entrüstung aus dem Tempel unserer Wissenschaft hinauswerfen“ wolle [97]), aber er meint, der privatwirtschaftliche Kostenbegriff sei ebensowenig exakten Messungen zugänglich. — Wie Philippovich, so hat auch Herkner den von Ruskin aufgestellten Grundsatz aufgenommen, daß wahre Produktivität nur dort vorliegt, wo die durch die Produktion geschaffene Wohlfahrt, d. h. die erreichte Lebensförderung die Lebensaufopferung übertrifft. Unter Lebensaufopferung werden hier die gesellschaftlichen Kosten verstanden, die von der Lebensförderung, dem gesellschaftlichen Gebrauchswert übertroffen werden müssen.

In ähnlicher Weise wie Philippovich und Herkner hat auf der Wiener Vereinstagung auch Eßlen das volkswirtschaftliche Produktivitätsproblem behandelt. In seinem schriftlichen Bericht über „die Produktivität der Landwirtschaft“ [98]) geht Eßlen vom Begriffe der Produktion als dem ursprünglicheren

---

[95]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 550.

[96]) Ebenda S. 552.

[97]) Ebenda S. 559.

[98]) Ebenda S. 465—495.

aus, um den abgeleiteten Begriff der Produktivität zu finden. Produktion ist nach Eßlen die Erzeugung von technischen Brauchbarkeiten, die in der Hoffnung unternommen wird, daß diese auch wirtschaftliche Güter seien, d. h. geeignet, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Entsprechend dieser Definition nennt Eßlen jede Tätigkeit produktiv, auf welche die angegebenen Merkmale der Produktion zutreffen. Der Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität wird noch spezieller entwickelt, indem die aufgewendeten Mittel der Produktion zum erstrebten Zwecke in Verhältnis gesetzt werden. Die aufgewendeten Mittel heißt Eßlen volkswirtschaftliche Kosten, auf deren Seite auch der Verlust an allgemeiner Gesundheit und Volkskraft in Rechnung zu stellen sei. Daß es nicht immer möglich ist, die volkswirtschaftlichen Kosten in Geld zu veranschlagen, daß es sich vielmehr bei diesen großenteils um inkommensurable Größen handelt, wird von Eßlen ebenso wie von Herkner betont. Den volkswirtschaftlichen Produktionskosten stehe die Menge der gewonnenen Produkte gegenüber, so daß der Grad der volkswirtschaftlichen Produktivität um so größer sei, je günstiger das Verhältnis der gewonnenen technischen Brauchbarkeiten zu den volkswirtschaftlichen Kosten sich darstelle.

In der neueren Literatur ist es vor allem Heinrich Pesch, der den Volkswohlstand als Maßstab der Produktivität betont hat. Volkswohlstand ist nach Pesch ein allgemeines Kulturideal, das er aus seiner religiösen Weltanschauung unter Berücksichtigung des Aufgabenkreises der Volkswirtschaft entwickelt. Demnach können wir — wie Pesch in seinem „Lehrbuch der Nationalökonomie“ [99]) zeigt — von volkswirtschaftlicher Produktivität bei jeder Produktion sprechen, die den nationalen Wohlstand, die nationale Prosperität fördert. Dieser Gesichtspunkt schließe natürlich die beiden anderen der technischen Produktivität und der Rentabilität nicht aus, unterwerfe sie aber volkswirtschaftlicher Beurteilung. An einem andern Ort [100]) definiert Pesch volkswirtschaftliche Produktivität als Prosperität, als das Verhältnis zwischen volkswirtschaftlichen Kosten und Volkswohlstand.

An einer dritten Stelle [101]) sucht er dies Verhältnis noch genauer zu bestimmen, indem er, wie Herkner in seinem Referat auf der Wiener Vereinstagung, betont, daß der Grad der erreichten volkswirtschaftlichen Produktivität umso günstiger ist, je ge-

---

[99]) Heinrich Pesch, a. a. O. Bd. III S. 48.
[100]) Heinrich Pesch, a. a. O. Bd. IV S. 314.
[101]) Ebenda S. 528.

ringer bei einer Produktion die gesellschaftlichen Kosten und je höher der gesellschaftliche Gebrauchswert der Produkte ist. Unter den gesellschaftlichen Kosten, die man mit den privatwirtschaftlichen Unternehmerkosten nicht verwechseln dürfe, seien besonders die Arbeitskosten hervorzuheben. Die Ansicht Herkners, daß man die Arbeitsaufwendung nicht lediglich nach Arbeitsstunden bemessen dürfe, sondern daß man dabei auch die Arbeitsintensität zu berücksichtigen habe, wird von Pesch ausdrücklich unterstrichen.

Das Ziel der Produktion ist aber die Wohlfahrt des Volkes, die nach Pesch folgende Merkmale erfordert:

1. „Daß vor allem die wirklich notwendigen Produkte in einer für das Volk ausreichenden Menge vorhanden seien. Darüber hinaus wird das echt fortschrittliche Bestreben auf die Versorgung auch mit nützlichen und angenehmen Dingen gerichtet bleiben ...

2. Die Produktion würde aufhören, Kulturarbeit zu sein, wenn sie Erzeugnisse lieferte, die der leiblichen und geistigen Gesundheit der Konsumenten schaden müßten.

3. Auch wird die Art und Weise, wie die Produktion sich vollzieht, davor zu bewahren sein, daß sie nicht höhere und höchste menschliche und gesellschaftliche Güter gefährde und schädige“ [102]).

Je mehr also der einzelne Produzent im Dienste der Aufgabe der Volkswirtschaft auf Verminderung der Kosten bei gleicher Menge und gleicher Güte der Produkte oder auf Hebung der Ergiebigkeit bzw. Qualität der Produktion bei gleichen Kosten hinwirkt, desto besser ist es mit der volkswirtschaftlichen Produktivität privatwirtschaftlicher Produktion bestellt.

Pesch betrachtet jedoch bei der Frage der volkswirtschaftlichen Produktivität nicht nur den einzelnen Produktionsvorgang, sondern, wenn er von der Produktivität der Volkswirtschaft spricht, auch die gesamte Organisation der Volkswirtschaft. Von einer Produktivität der Volkswirtschaft kann aber — wie Pesch in einem Aufsatz über die „Produktivität der Volkswirtschaft und volkswirtschaftliche Produktivität“ ausführt [103]) — nur gesprochen werden, wenn auch durch die gesamte Produktion der Volkswirtschaft dem Volke Gebrauchswerte zur Verfügung gestellt werden. Im besonderen wird in dieser Abhandlung zwischen der effektiven und potentiellen Produktivität der Volkswirtschaft unterschieden.

---

[102]) Heinrich Pesch, a. a. O. Bd. IV S. 315.

[103]) Heinrich Pesch, Produktivität der Volkswirtschaft und volkswirtschaftliche Produktivität. Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Bd. IX, 2. u. 3. Heft, 1915/16, S. 327.

Die effektive Produktivität der Volkswirtschaft besteht in der tatsächlichen Herbeiführung der allgemeinen materiellen Wohlfahrt, des Volkswohlstandes.

Die Volkswirtschaftslehre habe es aber mit dem Begriff der potentiellen Produktivität der Volkswirtschaft zu tun, bei dem es sich „um die Ermöglichung der jeweilig quantitativ und qualitativ optimalen Deckung des Volksbedarfs“ [104]) handle, wobei unter Volksbedarf von Pesch der Bedarf an äußeren Gütern verstanden wird.

Die Idee, den gesellschaftlichen Gebrauchswert und den Volkswohlstand als Maßstab volkswirtschaftlicher Produktivität aufzustellen, finden wir noch bei einigen andern neueren Autoren.

So ist für Fleischl bei der Beurteilung des Produktionsprozesses vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus die volkswirtschaftliche Brauchbarkeit der Produkte maßgebend, die er, um den Grad der Produktivität festzustellen, zur volkswirtschaftlichen Brauchbarkeit der Produktionselemente in Beziehung setzt. Daß der Wert nicht dem volkswirtschaftlichen Interesse an den Gütern entspricht, wird von ihm ausdrücklich betont [105]).

Conrad spricht in seinem „Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie“ [106]) von der Produktivität der Produktion, wenn die Bedürfnisbefriedigung durch sie verbessert und somit der Volkswohlstand gesteigert worden ist.

Für Landauer ist bei der Bestimmung des volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffes eine möglichst reichliche Güterversorgung der Gesamtheit das Ausschlaggebende. Er denkt dabei nicht nur an die Verfügbarkeit möglichst großer Mengen, sondern auch an ihre Tauglichkeit, so daß für ihn das Optimum der Produktivität die Erzeugung möglichst vieler, möglichst tauglicher Güter bedeutet [107]).

Noch in jüngster Zeit sucht Honegger, dessen Gedankengang sich großenteils an den Spanns anschließt, nachzuweisen, daß man volkswirtschaftliche Produktivität, als „Nachhaltigkeit“ bestimmt, mit dem Soziabilitätsgedanken ohne weiteres verbinden

---

[104]) Ebenda S. 328.

[105]) Paul Fleischl, Versuch einer Theorie der Produktion. München u. Leipzig 1915, S. 91 ff.

[106]) Johannes Conrad, Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie. 1. Teil, 10. Aufl., Jena 1921, S. 79.

[107]) Karl Landauer, Das Verhältnis von Rentabilität und Produktivität und seine Bedeutung für das Sozialisierungsproblem. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 117, 3. Folge 62, Jena 1921, S. 482 u. 487.

könne. Unter Soziabilität versteht Honegger „in der Hauptsache eigentliche Volkswohlfahrt, ‚wirtschaftlichen Gemeinschaftsnutzen', ein geordnetes, friedliches und besonders auch gerechtes Gemeinschaftsleben“ [108]). Damit bezieht er in den Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität idealistische und sozialpolitische Gedanken herein und versucht ihn so vor dem Forum der Ethik zu rechtfertigen.

Wenn wir nun im folgenden zu den bisherigen Ausführungen über den Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität Stellung nehmen, so müssen wir zuerst die Frage kritisch untersuchen, ob der Volkswohlstand als Wirtschaftszweck aufgefaßt werden kann.

Das Referat Philippovichs auf der Wiener Vereinstagung fand bekanntlich heftige Gegnerschaft in der „wertfreien“ Richtung, die Ausschaltung aller Wertungen und damit jeder Zwecksetzung für die Wirtschaft forderte. Gegen den von Philippovich zum Maßstab der volkswirtschaftlichen Produktivität erhobenen Begriff des „Volkswohlstandes“ führte Max Weber ins Feld, daß in ihm offensichtlich alle Ethik der Welt stecke [109]). Sombart als Vertreter der anethischen Richtung wies mit Recht darauf hin, daß dann jeder Mensch über die Produktivität der Volkswirtschaft anderer Meinung sein würde: der Antialkoholiker würde den Weinbau als unproduktiv erklären, der Vegetarier die Viehzucht, der Atheist den Kirchenbau, während andere diese Tätigkeiten für sehr produktiv halten würden [110]).

Auch Goldscheid griff in der Debatte den Begriff der Volkswohlfahrt an: die Wissenschaft sei heute viel zu weit vorgedrungen, als daß sie sich mit einem derartigen verschwommenen Ideal begnügen könnte [111]).

Der Begriff des „Volkswohlstandes“ oder der „Volkswohlfahrt“, wie er auch insbesondere von Pesch ausgeführt wurde, enthält zweifellos Werturteile in dem Sinne, daß ein Seinsollen gefordert wird. Damit dringt die subjektive Wertung in den Begriff ein, so daß er als Wirtschaftszweck seine Allgemeingültigkeit verliert. Denn nun bleibt jedem die Möglichkeit, den letzten Zweck anders aufzufassen und ihm eine willkürliche Wertung unterzuschieben.

---

[108]) Hans Honegger, Produktivität und Soziabilität; Versuch einer sozialen Begründung des Begriffs der marktwirtschaftlichen Ergiebigkeit. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 126, 3. Folge 71, Jena 1927, S. 118.

[109]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 581.

[110]) Ebenda S. 568.

[111]) Ebenda S. 595.

Es dürfte daher überhaupt unmöglich sein, den Volkswohlstand als Zweck der Wirtschaft aufzustellen.

Da nun volkswirtschaftliche Produktivität nur unter der Bedingung eines Zieles denkbar ist, müssen wir das Problem des Wirtschaftszwecks auf andere Weise zu lösen versuchen.

Der grundsätzliche Fehler aller Versuche, den Wohlstand als Maßstab volkswirtschaftlicher Produktivität anzunehmen, dürfte wohl darin liegen, daß dieses Ziel im Namen der Wissenschaft als allgemein verbindlich hingestellt wurde. Die Wissenschaft kann aber — und darin stimmen mir mit Max Weber, Sombart und Diehl überein — keine Wirtschaftszwecke schaffen, diese entspringen vielmehr alle wirtschaftlichen, politischen, ethischen, philosophischen und sonstigen Erwägungen der Menschen.

Die Ziele, die der Wirtschaft gesetzt werden, sind daher — wie Spann in der Vereinsdebatte [112]) und später in seinem „Fundament der Volkswirtschaftslehre“ [113]) mit Recht betont — die stets schon gegebenen Bedingungen, unter denen sie steht. Sie haben nur eine formale Geltung für die Theorie, weshalb der in Beziehung auf sie gebildete volkswirtschaftliche Produktivitätsbegriff ein rein formaler und somit ein theoretischer Begriff ist.

Wir stimmen daher Philippovich vor allem zu, wenn er das Produktivitätsproblem als ein theoretisches Problem behandelt hat und müssen die Ansicht Amonns, daß der Produktivitätsbegriff nur als eine durch Werturteile bestimmte, rein „praktisch-politische Kategorie“ aufzufassen sei, die in der theoretischen Nationalökonomie keinen Platz habe [114]), ablehnen.

Darin allerdings sind wir uns mit Amonn einig, daß der Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität ein für die Wirtschaftspolitik „höchst wichtiger und bedeutsamer“ [115]) ist, ja als ein Hauptbegriff der Volkswirtschaftspolitik betrachtet werden kann.

Wenden wir uns nun noch der Kritik einiger in den obigen Ausführungen über volkswirtschaftliche Produktivität besonders häufig gebrauchter Begriffe zu. Da ist vor allem der Begriff des gesellschaftlichen Gebrauchswertes, wie er sich bei Herkner

---

[112]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 588 ff.

[113]) Othmar Spann, Fundament der Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl., Jena 1923, S. 228.

[114]) Alfred Amonn, Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie. Wiener staatswissenschaftliche Studien, Bd. 10, 1. Heft, Wien u. Leipzig 1911, S. 382.

[115]) Ebenda S. 382.

und Pesch findet und der Begriff der volkswirtschaftlichen Brauchbarkeit, wie er bei Fleischl eine Rolle spielt, zu erwähnen.

Man will mit diesen Begriffen in der Regel einen einer bestimmten Kulturstufe der Gesellschaft entsprechenden Durchschnittswert bezeichnen. Dabei wird aber — wie Liefmann hervorhebt — die wichtige Tatsache verkannt, daß der Mensch stets entsprechend seinen subjektiven Bedürfnissen den Wert der Güter verschieden beurteilt [116]).

Wir können daher nicht einen Massendurchschnittsbegriff wie den „gesellschaftlichen Gebrauchswert" annehmen, da er seiner Natur nach Werturteile enthalten muß, deren Maßstab meist von außerwirtschaftlichen Erwägungen hergenommen wird und einem gewissen Kulturniveau entspricht.

Auch der Begriff der „gesellschaftlichen Kosten", wie ihn Herkner näher ausgeführt hat und der „volkswirtschaftlichen Kosten", wie ihn Eßlen und Pesch verwendet haben, ist anzufechten. Man geht dabei von einer Vorstellung aus, die nur für die Einzelwirtschaft gilt und die man unzulässigerweise auf die Volkswirtschaft überträgt. Liefmann weist mit Recht darauf hin, daß die Volkswirtschaft keine „Organisation sei, die mit möglichst geringen Kosten einen möglichst großen Ertrag erzielen solle" [117]).

Wir müssen Herkner aber widersprechen, wenn er am Schlusse seiner Ausführungen sagt, er verstehe durchaus, wenn man die Begriffe der Produktivität und der gesellschaftlichen Kosten aus der Wissenschaft verbannen wolle, weil sie exakten Messungen unzugänglich seien. Wir lehnen den Begriff der volkswirtschaftlichen Kosten nicht deswegen ab, weil er nicht exakt meßbar ist, sondern weil die Kosten ein bestimmter Tatsachenkomplex nur in der Einzelwirtschaft sind.

Ist so der Begriff der gesellschaftlichen Kosten unmöglich, so wird auch die Meinung Herkners hinfällig, der ihn als „ein zartes, leicht zerbrechliches Prunkstück unserer Wissenschaft" [118]) ansieht, das nur bei besonders feierlichen Veranstaltungen behutsam aus dem Glasschrein hervorgeholt wird.

---

[116]) Robert Liefmann, Grundlagen einer ökonomischen Produktivitätstheorie. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 98, 3. Folge 43, Jena 1912, S. 294.

[117]) Ebenda S. 294.

[118]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 550.

§ 7. Die Wirtschaftsidee als Wirtschaftszweck.

Dem Standpunkte der sogenannten ethischen Richtung steht noch in neuester Zeit Frieda Wunderlich nahe, die ein ziemlich umfangreiches Werk der volkswirtschaftlichen Produktivität gewidmet hat[119]). Die Grundgedanken dieses Werkes finden wir schon in einer Abhandlung über den Produktivitätsbegriff, die Wunderlich in Conrads Jahrbüchern 1921 veröffentlicht hat[120]).

Während der erste Teil ihres Produktivitätsbuches den Produktivitätsbegriff dogmenkritisch behandelt, unternimmt sie im zweiten prinzipiellen Teil, in der „Grundlegung" die philosophische Begründung des Wirtschaftszwecks, von dem sie ihren eigenen Produktivitätsbegriff ableitet. Im dritten Teil, der die Darstellung der Elemente der Produktivität zum Inhalt hat, sind vorwiegend praktische und wirtschaftspolitische Fragen erörtert.

Zu Beginn ihrer grundlegenden Untersuchung wirft Wunderlich die Frage auf, ob man die Zwecksetzung für die Wirtschaft allgemein deshalb ablehnen dürfe, weil Grundlegung und Zielsetzung der ethischen Schule den Forderungen wissenschaftlicher Fundierung nicht genügt habe. Sie verneint diese Frage und versucht zugleich, die Fehler der ethischen Richtung zu beseitigen. Sie sagt: „Nicht, daß das Ziel aufgestellt wird, in dem alle Ethik der Welt steckt, ist, wie die Gegner meinen, ein Fehler, sondern daß unterlassen wird, festzustellen, was unter ihm zu verstehen ist und in welchem notwendigen Zusammenhang es mit dem Wesen der Wirtschaft steht"[121]). Die Verknüpfung der Wirtschaftsziele mit ethischen Wertungen hält die Verfasserin für durchaus berechtigt.

Ihre Beweisführung geht vom Idealismus Platos aus, der Erkenntnis nicht nur auf die gegebene Erscheinung beschränkt, sondern auch auf deren Vollkommenheit, auf ihr Seinsollen zielt. Sie fordert dieser philosophischen Grundlage entsprechend eine teleologische Betrachtungsweise für die Nationalökonomie: „Wirtschaft als Zweckgebilde, als nach dem Zweck gestaltetes Zusammenwirken macht allein vernünftiges wirtschaftliches Handeln möglich"[122]).

---

[119]) Frieda Wunderlich, Produktivität. Jena 1926.

[120]) Frieda Wunderlich, Der Produktivitätsbegriff. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 116, 3. Folge 61, Jena 1921.

[121]) Ebenda S. 291.

[122]) Frieda Wunderlich, Produktivität. Jena 1926, S. 103.

Damit lehnt sie die neuere methodologische Richtung der werturteilsfreien Nationalökonomie ab; sie bekennt sich vielmehr zur idealistischen Teleologie: „Es müssen also zu den generalisierenden und individualisierenden Bestandteilen die wissenschaftlich normativen hinzutreten, die am Zweck der Wissenschaft orientiert werden“ [123]).

Der Wirtschaftszweck ist nun nach Wunderlich [124]) aus der Wirtschaft selbst, aus dem Wirtschaftsbegriff aufzuweisen und der Gesamtheit der Kulturzwecke einzuordnen. Dieser Zweck ist kein erreichbarer Punkt, kein Ende, sondern Richtungsbestimmtheit des Wirtschaftsprozesses. In dem Begriff der Richtungsbestimmtheit liege es, daß die Richtung nicht von außen gegeben ist. Vielmehr sei das Ziel der Wirtschaft eine in keiner Erfahrung jemals anzutreffende Idee. Unter Idee versteht Wunderlich, was Plato als „hypothesis“ bezeichnet hat. Diese ist ein unwiderrufliches, niemals durch die Empirie beweisbares und nicht durch sie gerechtfertigtes Grundurteil. Idee aber heiße Erkenntnis des innersten Zwecks und der Aufgabe, ihn zu erfüllen.

Wolle man nun den innersten Zweck der Wirtschaft erkennen, so müsse man wissen, was Wirtschaft sei. Wirtschaft ist für Wunderlich der Dauervollzug von Handlungen, die auf den Ausgleich der Spannung von Bedarf und Deckung gerichtet sind. Die Kraft, die zur Überwindung dieser Spannung führt, ist die Erfolgskategorie der Produktivität.

Wunderlich gebraucht aber den Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität nicht nur im rein explikativen Sinn, als die jeweilige Bereitschaft der Spannungsüberwindung in der Wirtschaft, sondern sie legt auch ein teleologisches Moment in ihn hinein, das die Aufgabe einer Steigerung aller Fähigkeiten und Kräfte der Wirtschaft umfaßt. Daraus ergebe sich uns die Produktivität als Wirtschaftszweck, „Produktivität als maximaler Erfolg, als höchste Spannungsüberwindung, die von der Wirtschaft jemals erzielt werden kann“ [125]).

Für die nähere begriffliche Entwicklung der Erfolgskategorie Produktivität unterscheiden wir mit Wunderlich drei Elemente. Das erste Element ist die „technische Rationalisierung“, die die Fruchtbarkeit im Einzelfall bedingt. Bei der Beziehung der Produktivität auf den Wirtschaftskreis (Betrieb, Industriezweig, Volkswirtschaft im Sinne der Universalwirtschaft) wird

---

[123]) Ebenda S. 100.
[124]) Ebenda S. 110 ff.
[125]) Ebenda S. 124.

die Proportionalität aller wirtschaftlichen Vorgänge durch Herstellung der Organisation als zweites bedeutsames Element erscheinen. Ein drittes folgt aus der Eigentümlichkeit der Wirtschaft, ein auch für die Zukunft gültiges Gebilde zu sein, woraus die Forderung einer Steigerung der produktiven Kräfte entspringt [126]).

Auf das Optimum dieser drei Faktoren zielt die volkswirtschaftliche Produktivität. Sie sind nicht voneinander zu trennen. Die technische Rationalität sei nur dann fruchtbar, wenn sie sich innerhalb des jeweiligen Wirtschaftskreises bewähre. Sei auch die vollständige Herstellung der Proportionalität nur ein Ideal, so müsse doch die produktive Wirtschaft die Tendenz zur Verhältnismäßigkeit haben. Aber nicht nur der Produktionserfolg des gegenwärtigen Augenblicks müsse erstrebt werden, sondern auch die Steigerung des Erfolgs für die Zukunft.

So kommt Wunderlich zum gleichen Ergebnis, zu dem Zwiedineck schon auf der Wiener Vereinstagung gekommen war [127]), daß nämlich Produktivität, die sie als Idee der Wirtschaft bezeichnet, „ein Optimum an Produktionsbereitschaft ist, das durch Steigerung aller Kräfte, die in den Dienst der Wirtschaft gestellt werden können, erreicht wird. Es sollen Mittel und Kräfte derart verwendet werden, daß für den größten Wirtschaftskreis, für die Menschheit, unter Einbeziehung der fernsten Zukunft, ein Maximum an Erträgen erlangt wird“ [128]).

Solle die Einheit der Kultur erhalten bleiben, so müsse sich aber Wirtschaft, die hier gedanklich isoliert betrachtet worden sei, allen anderen Kulturzwecken einordnen. Erst durch die Einordnung in die Gesamtheit aller Lebensziele ergibt sich die letzte Bedeutung der Wirtschaftsidee, die bei Wunderlich in der Losung gipfelt: „Lösung des Menschen aus materieller Gebundenheit für nicht materielle Ziele“ [129]).

Eine ähnliche Auffassung vom letzten Zweck der Wirtschaft hat Carl Johannes Fuchs schon vor Wunderlich in seiner „Volkswirtschaftslehre“ vertreten, in der er die Aufgabe der Volkswirtschaft, die sich aus ihrem Wesen als Mittel zum Zweck ergebe, darin erblickt, dem menschlichen Leben die „notwendige wirtschaftliche Grundlage zu geben, um überhaupt höheren Zielen zu-

---

[126]) Frieda Wunderlich, a. a. O. S. 127 ff.

[127]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 586 ff.

[128]) Frieda Wunderlich, a. a. O. S. 350.

[129]) Ebenda S. 354.

streben zu können“ [130]). Auch Salz hatte schon 1909 auf der Wiener Vereinstagung in der Debatte ausgeführt, daß die Wirtschaft in dem Maße produktiv sei, als es ihr gelänge, sich selbst überflüssig zu machen [131]).

So große Anerkennung man auch der Gesamtleistung Wunderlichs zollen kann, so fordert doch der prinzipielle, philosophische Ausgangspunkt ihrer „Grundlegung“ zur Kritik heraus. Wie wir sahen, wurde der Wirtschaftszweck von der Verfasserin in Anlehnung an die Ideenlehre Platos als Wirtschaftsidee gefaßt. Von dieser wurde dann der Produktivitätsbegriff abgeleitet, der nicht nur das explikative, sondern auch das teleologische Moment enthält, da aus dem Wesen der Idee im Sinne Platos das Sollen als Forderung der Verwirklichung folgt.

Damit ist aber die Beweisführung Wunderlichs von einer bestimmten Philosophie abhängig, die keine allgemeine Gültigkeit besitzt. Daß dieser Einwand nur zu nahe liegt, gilbt selbst Herkner zu [132]), obwohl er persönlich sich zu den grundlegenden Ausführungen des Wunderlichschen Buches bekennt.

Besitzt nun der zentrale Gesichtspunkt, von dem aus die Verfasserin volkswirtschaftliche Produktivität bestimmt, keine allgemeine Beweisbarkeit, so können wir Diehl nur zustimmen, wenn er in einer Besprechung des Werkes von Wunderlich die darin gegebene Fassung des Produktivitätsbegriffes ablehnt. Er weist sogar darauf hin, daß alle diejenigen, die die methodologische Auffassung der werturteilsfreien Nationalökonomie anerkennen, in dieser Fassung einen Rückschritt in der Erkenntnis gegenüber anderen Autoren erblicken werden [133]).

Auch Wilbrandt betont mit Recht, daß der Versuch Frieda Wunderlichs, einen übervollen Produktivitätsbegriff, wie er auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik durch Philippovich vorgetragen worden war, „wieder zu beleben mit der Konsequenz, daß alles, was wir raten, von einem gewissen, unbeweisbaren „Geist“ abhängig wird“, die Richtigkeit von Max Webers Kritik nicht erschüttert hat [134]).

---

[130]) Carl Johannes Fuchs, Volkswirtschaftslehre. 4. Aufl., Berlin u. Leipzig 1922, S. 20.

[131]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 594.

[132]) Heinrich Herkner, Volkswirtschaftliche Produktivität. Der deutsche Volkswirt, Zeitschrift für Politik und Wirtschaft, 1. Jahrg. Nr. 33, S. 1038.

[133]) Karl Diehl, Zur Lehre von der Produktivität. Schmollers Jahrbuch, 51. Jahrg., 4. Heft, München u. Leipzig 1927, S. 29.

[134]) Robert Wilbrandt, a. a. O. S. 165.

§ 8. Die Bedingungen volkswirtschaftlicher Produktivität als Elemente des volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffes.

Die Verbannung der Werturteile aus der Nationalökonomie hat dazu geführt, den volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriff als allgemeine Maximalaufgabe, allgemeine Erfolgskategorie ohne Zwecksetzung aufzufassen.

So ist für Liefmann volkswirtschaftliche Produktivität nichts anderes als die Aufstellung der Bedingungen, unter denen alle Einzelwirtschaften innerhalb einer sogenannten Volkswirtschaft, d. h. alle Einzelwirtschaften in ihrem Tauschverkehr die relativ größte Bedarfsbefriedigung, den größtmöglichen Ertrag erzielen. Und Spann bezeichnet alles das als produktiv, was erfolgreich, das ist ergiebig, verhältnismäßig und nachhaltig wirtschaften half.

Damit wird der Schwerpunkt des Begriffs auf die Bedingungen der Produktivität verschoben und die Proportionalität aller wirtschaftlichen Vorgänge tritt als wichtiges Merkmal hervor.

Robert Liefmann hatte schon in der Debatte der Wiener Vereinstagung 1909 die Hauptgedanken seiner Produktivitätstheorie vorgetragen [135]) und sie dann in Conrads Jahrbüchern 1912 [136]) unter dem Titel: „Grundlagen einer ökonomischen Produktivitätstheorie" und später in gleicher Weise im 2. Band seiner „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre" [137]) ausführlich entwickelt.

Als Ausgangspunkt seiner Untersuchungen nimmt Liefmann ein Beispiel, das schon Fourier Anlaß zu Erörterungen über die Produktivität gegeben und das auch Philippovich in seinem Referat erwähnt hat: die Versenkung von Reisladungen im Hafen von Marseille zum Zwecke der Verhinderung eines Überangebotes von Reis und eines dadurch verursachten Preisdrucks.

Diese Handlung werde nun in der ganzen Produktivitätstheorie als unproduktiv bezeichnet. Liefmann sucht nun aber nachzuweisen, daß die Frage, ob diese Handlung volkswirtschaftlich produktiv war oder nicht, sich überhaupt nicht daran anknüpft, ob ein Teil des Reises vernichtet oder verkauft wird. Das Problem der volkswirtschaftlichen Produktivität setze vielmehr schon

---

[135]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 577—580.

[136]) Robert Liefmann, Grundlagen einer ökonomischen Produktivitätstheorie. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 98, 3. Folge 43, Jena 1912.

[137]) Robert Liefmann, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Bd. II, Stuttgart u. Berlin 1919.

in einem sehr viel früheren Zeitpunkte ein. „Volkswirtschaftlich war es schon unproduktiv, überhaupt so viel Reis zu importieren. Daß zuviel Kapital und Arbeit auf die Reisbeschaffung verwendet wurde, das war die unproduktive Handlung und sie war unproduktiv, weil dieses Kapital und diese Arbeit in anderer Weise mit größerem Ertrage hätte verwendet werden können“ [138]).

Die Tendenz, die Liefmann für die heutige Tauschwirtschaft anerkennt, ist somit die der optimalen Bedarfsbefriedigung, die nicht an die Menge der verfügbaren Produkte anknüpft, sondern eine Frage der volkswirtschaftlichen Organisation ist, die Frage „des richtigen Verhältnisses der für die Beschaffung eines bestimmten Produktes aufzuwendenden Kapitals- und Arbeitsmengen zu den überhaupt in einer Volkswirtschaft verfügbaren Mengen von Kapital und Arbeit“ [139]).

Das richtige Verhältnis wird angezeigt durch den Ertrag oder genauer den Grenzertrag des letzten noch Kapital und Arbeit aufwendenden Wirtschaftssubjektes, der — soll volkswirtschaftliche Produktivität gegeben sein — in allen Unternehmungszweigen unter Berücksichtigung verschiedenen Risikos ungefähr gleich sein muß.

Diese Ausgleichung der Grenzerträge, d. h. die ungefähre Gleichheit der durchschnittlichen Erträge oder Rentabilitäten verschiedener Erwerbszweige bilde nun ein Merkmal dafür, daß Kapital und Arbeitskräfte in der volkswirtschaftlich produktivsten Weise verwendet worden sind. Damit müsse aber volkswirtschaftliche Produktivität und privatwirtschaftliche Rentabilität aller Einzelwirtschaften identisch sein.

Am produktivsten ist demnach diejenige Wirtschaftsorganisation, bei der alle Wirtschaftssubjekte ein möglichst hohes Geldeinkommen erzielen.

In gleicher Weise wie Liefmann hat nun auch Philippovich im ersten Band seines „Grundrisses der politischen Ökonomie“ das Problem der volkswirtschaftlichen Produktivität aufgefaßt. Er stimmt mit Liefmann darin überein, daß die Frage der Produktivität der Volkswirtschaft die ist: „Bei welcher Organisation der Einzelwirtschaften sowohl wie des Verkehrs zwischen ihnen erzielen alle das größte Maß der Bedarfsbefriedigung?“ [140])

---

[138]) Robert Liefmann, Grundlagen einer ökonomischen Produktivitätstheorie. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 98, 3. Folge 43, S. 304.

[139]) Ebenda S. 305.

[140]) Eugen von Philippovich, a. a. O. S. 140.

Das Entscheidende sei also, daß die Millionen der Bevölkerung individuell den höchstmöglichen Grad der Bedürfnisbefriedigung erreichen. Diejenige Organisation der Volkswirtschaft, welche dies nun möglich mache, werde als die volkswirtschaftlich produktivste bezeichnet werden müssen [141]).

Bei Prüfung der Liefmannschen Theorie haben wir uns die Frage vorzulegen, ob tatsächlich der volkswirtschaftliche Produktivitätsbegriff als vollkommenste Bedarfsbefriedigung, als Rentabilität der Gesamtheit aller Einzelwirtschaften bestimmt werden kann. Liefmann selbst hat zwei Fälle angegeben, in denen es trotz freiem Spiel der Kräfte zu keinem Ausgleich der Grenzerträge und damit nicht zu einer optimalen Bedarfsbefriedigung aller kommt. Der eine Fall betrifft Verschwendung und Luxus, die Tatsache, daß jemand Einkommensteile konsumiert, mit denen er ein so geringes Bedürfnis befriedigt, daß sein individueller Konsumertrag unter dem volkswirtschaftlichen Grenzertrag liegt, so z. B. wenn ein reicher Mann während einer allgemeinen Teuerung Getreide an Papageien verfüttert [142]). Der zweite Fall liegt dann vor, wenn Konsumerträge über dem volkswirtschaftlichen Grenzertrag liegen, was in der Tatsache zum Ausdruck kommt, daß weite Bevölkerungskreise kein Kapital bilden. Das lasse immerhin den Schluß zu, daß die Verschiedenheit der Einkommen, obgleich sie an sich, der Notwendigkeit der Kapitalbildung wegen, der vollkommensten Bedarfsversorgung aller nicht im Wege stehe, doch erheblich größer sei, als diesem Prinzip entspreche [143]).

Trotz dieser Einschränkung behält der Liefmannsche Produktivitätsbegriff seine Bedeutung. Er enthält die Tendenz der heutigen Wirtschaft, die zum Ausgleich der Grenzerträge und damit zur optimalen Bedarfsbefriedigung führt. Seinem Grundgedanken nach betont er als das Wesen jeder Wirtschaft, daß sie auf ein Proportionalsystem gerichtet ist. Dieses Moment der Proportionalität, auf dem sich der Liefmannsche Produktivitätsbegriff aufbaut, stellt jedoch nur das eine Element eines vollendeten volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffs dar. Erst Spann hat auch das andere Elment der Nachhaltigkeit mit besonderem Nachdruck herausgearbeitet und so eine genaue Bestimmung des volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriffs vorgenommen.

Am ausführlichsten hat sich von allen modernen Nationalökonomen Othmar Spann mit dem Produktivitätsbegriff in

---

[141]) Ebenda S. 138.
[142]) Robert Liefmann. Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Bd. II, 1919, S. 766.
[143]) Ebenda S. 765.

seinem „Fundament der Volkswirtschaftslehre“ befaßt, in welchem er eine geistreiche „Theorie der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit“ [144]) entwickelt hat.

Er geht dabei von dem Satze aus, daß der Produktivitätsbegriff notwendig aus dem der Wirtschaft hervorgehen müsse. Unter Wirtschaft versteht Spann „die Widmung von Mitteln für Ziele auf Grund des Abwägens der Mittel“ [145]). Aufgabe der Wirtschaft ist daher der Mittelausgleich bei gegebener Zielgleichgültigkeit.

Produktivität ist nun nach Spann ganz allgemein als Kategorie des Erfolges bei aller Art von Zielerreichung, als allgemeine Erfolgskategorie der Wirtschaft aufzufassen. „Produktivität ist ihrem Wesen nach reine Leistsamkeit oder Verrichtsamkeit“ [146]), die sich auf irgendwelche Ziele beziehen kann. „Fruchtbar ist die Wirtschaft dann gewesen, wenn der „noch mögliche Teil“ des gültigen Zieles verwirklicht wurde“ [147]).

Der Fruchtbarkeitsbegriff wird hier rein wirtschaftlich, d. h. nach der Leistung, der Nützlichkeit für die Ziele und nicht technologisch-physikalisch, d. h. im Hinblick auf körperliche, technische Eigenschaften der Mittel gedacht.

Kommt es nun bei der Frage der volkswirtschaftlichen Fruchtbarkeit nicht auf das technische Gelingen der Werkerzeugung an, so müssen wir uns fragen, welche Momente allein den Begriff genau bestimmen. Spann gibt darauf die Antwort, daß nur das wirtschaftlich fruchtbar sein kann, „was in allen leistenden Bestimmungsstücken zur Zielerreichung führt“ [148]) oder ganz allgemein ausgedrückt: „was die formalen Bedingungen der Zielerreichung erfüllt“ [149]). Wirtschaftliche Fruchtbarkeit kann somit nur Leistsamkeit aller Komponenten sein, was für den Begriff zur Folge hat, daß er nicht als ein einfacher, sondern nur als ein notwendig mehrere Elemente enthaltender behandelt werden kann.

Dem Aufbau der Wirtschaft: Leistungsarten, Gefüge (Entsprechung) und Leben (Wiederholung) entsprechen nach Spann in bezug auf den Erfolg der Wirtschaft: die Fruchtbarkeit in jeweiliger Gebrauchsleistung oder „Ergiebigkeit“, die verhältnismäßige Fruchtbarkeit oder Fruchtbarkeit höherer Ordnung und die Er-

---

[144]) Othmar Spann, Fundament der Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl., Jena 1923, S. 211 ff.

[145]) Ebenda S. 60.

[146]) Ebenda S. 216.

[147]) Ebenda S. 211 u. 212.

[148]) Ebenda S. 216.

[149]) Ebenda S. 216.

giebigkeit in der Zeit oder „Nachhaltigkeit". Zielnähe, bzw. Zielferne und Zielgültigkeit treten bestimmend hinzu.

„Ergiebigkeit" oder „Wirkungsgrad" nennen wir mit Spann, was die Leistungselemente (Handlung und Gut) für beliebige Ziele an und für sich vollbringen. Man kann die „Ergiebigkeit" als solche der Verbrauchsleistung (zielnahe Leistung) und als solche der Kapitalleistung und Kapitalleistung höherer Ordnung unterscheiden.

Betrachtet man jedoch die „Ergiebigkeit" nicht isoliert, sondern im Gefüge der verschiedenen Leistungskomplexe oder Gebilde, so muß sie den Anforderungen der Verhältnismäßigkeit Genüge tun, d. h. sie muß im Entsprechungsverhältnis zu den anderen Zweigen und Stufen der Wirtschaft stehen. Die Fruchtbarkeit eines bestimmten Gebildes bleibt daher nicht nur „Ergiebigkeit", sondern sie muß darüber hinaus eine verhältnismäßige, beziehungsweise Fruchtbarkeit, d. h. eine Fruchtbarkeit höherer Ordnung sein. Daraus folgt, daß die Fruchtbarkeit von der Art des Wirtschaftszweiges sowohl wie von der Zielstufe unabhängig ist, es kann also keinen Unterschied in der Produktivität ausmachen, ob z. B. die Leistungen in der Schafzucht, Spinnerei, Weberei oder Schneiderei erfolgen, müssen sie doch in allen diesen Teilen im Entsprechungsverhältnis stehen.

Herrscht nun Verhältnismäßigkeit der Ergiebigkeit aller verschiedenen Leistungszweige in der Volkswirtschaft, so können wir mit Spann von „volkswirtschaftlicher Fruchtbarkeit" sprechen. Volkswirtschaftliche Produktivität ist „die Fruchtbarkeit höherer Ordnung für das Ganze der Volkswirtschaft" [150]).

Für die genaue Bestimmung des Begriffs hat man aber noch folgendes zu berücksichtigen: die einzelnen Aufwendungen haben immer das Bestreben, die verschiedenen Ziele nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit gleichmäßig zu erreichen, so daß sie bei freiem Wettbewerb die Tendenz haben, der jeweils untersten Linie der noch in Anspruch zu nehmenden Nachfrage zu folgen. Diese niederste Ebene stellt den eben noch zahlungsfähigen Käufer dar. Da auf diesen die gesamte Wirtschaft ausgerichtet wird, herrscht in bezug auf ihn Verhältnismäßigkeit. Innerhalb der Nutzung, die dieser eben noch zahlungsfähige Käufer und jener Nutzung, die der am meisten zahlungsfähige Käufer von dem Gute hat, d. i. innerhalb der Grenznutzenspannung liegt nun die volkswirtschaftliche Produktivität. Für alle diejenigen aber, die nicht Käufer werden können, ist der betreffende Wirtschaftszweig unfruchtbar.

---

[150]) Othmar Spann, a. a. O. S. 221.

In den Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität wird von Spann noch das Element der Nachhaltigkeit einbezogen. Schon auf der Wiener Vereinstagung im Jahre 1909 hatte Gottl in diesem Sinne von „Prosperität“ [151]) gesprochen. Spann erklärt ausdrücklich, daß die „Ergiebigkeit“, die nur für einen einmaligen Kreislauf gilt, zu einer Ergiebigkeit für die Zeit werden müsse. Denn die „Ergiebigkeit“ eines einmaligen Kreislaufes könne z. B. auf Raubbau an der Arbeitskraft oder am Boden beruhen. Die Ergiebigkeit für die Dauer oder „Nachhaltigkeit“ steht somit über der augenblicklichen Ergiebigkeit. Nur die „nachhaltige“, „gedeihliche“, für die Zukunft gültige Produktivität ist im wahren Sinne des Wortes eine volkswirtschaftliche Produktivität, weil sie die Gewähr in sich schließt, daß wirklich volkswirtschaftliche Erfolge, nicht Scheinerfolge erzielt werden.

Hat Spann bis hier in feinsinniger Analyse den Produktivitätsbegriff in der dreifachen Schichtung von Ergiebigkeit, Entsprechung und Nachhaltigkeit aufgebaut, so behandelt er nun auch noch die Fruchtbarkeit der Leistungsbeeinflussung, die er „bedingende Fruchtbarkeit“ nennt. Allen Formen der „bedingenden Fruchtbarkeit“, wie Wettbewerb und Organisation, Erfinden und Lehren, die jenen Einzelergiebigkeiten, jener Fruchtbarkeit höherer Ordnung und jenen Gedeihlichkeiten notwendig vorausgingen, könne man wegen ihrer schöpferischen Bedingungen spezifische Fruchtbarkeit zusprechen.

Die Fruchtbarkeit ist stets abhängig von der Gültigkeit des Ziels, über das Spann allerdings keine entscheidende Instanz gesetzt hat. Da Wirtschaft sich nur im Bereiche der Mittel abspielt, also nicht selbst Ziele setzt, müssen diese als Daten gegeben sein. „Die Ziele sind die formalen, die stets schon gegebenen Bedingungen der Wirtschaft“ [152]). Eine ergiebige, verhältnismäßige und gedeihliche Wirtschaft ist daher nur produktiv, wenn das Ziel, dem sie dient, die Bedingung, unter der sie steht, gültig ist. Unproduktiv würde die Wirtschaft erst dann sein, wenn sie bei gegebener „Zielgültigkeit“ unergiebig, unverhältnismäßig, ungedeihlich wäre.

Nicht alle Ziele werden nun aber von jedermann anerkannt. So ist z. B. die Bierbrauerei für den Antialkoholiker eine „zielungültige“ Wirtschaft, und somit überhaupt keine Wirtschaft. Sie ist für ihn weder fruchtbar noch unfruchtbar, da er ihr Ziel nicht gelten läßt.

---

[151]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 576.

[152]) Othmar Spann, a. a. O. S. 228.

Die jeweils schon gegebenen Bedingungen, unter denen die Wirtschaft steht, können sich nun nach Spann auch teilweise verändern. So entspringen aus nothaften Zuständen wie Krieg und Krankheit Lebensziele, die nur für diese Zwangslagen gültig sind und die nach der Wiederherstellung der gewöhnlichen Zustände wieder verschwinden. Jedes Neuauftreten von Zielen hat naturgemäß eine „Umschichtung" der Wirtschaft zur Folge. Die umgebildete Wirtschaft ist aber ebenso produktiv, insofern sie zielgemäß und ergiebig ist, das heißt insofern sie die notwendigen Mittel zur Erreichung gültiger Ziele liefert. So ist für den Kriegführenden die Kriegswirtschaft, für den Kranken die ärztliche Tätigkeit von vollkommener Produktivität. Aber die Wirtschaft für den Krieg und für die Krankheit bewirkt nur eine augenblickliche Erreichung von unentbehrlichen Zielen und beruht ihrer Natur nach auf „Raubbau", da sie wegen des späteren Wegfalls der Ziele niemals eine gedeihliche, nachhaltige sein kann. Der Produktivitätsbegriff, der in bezug auf nur vorübergehende Ziele gebildet wird, enthält daher nicht das Element der Nachhaltigkeit [153]).

Die Berücksichtigung des Zeitmoments, die bei Spann eine so bedeutende Rolle spielt, ist für Goldscheids Produktivitätsbegriff das allein Wesentliche. Allerdings erstreckt er sich nicht auf die Phänomene der Gütererzeugung, sondern ausschließlich auf das Gebiet der „Menschenproduktion".

Schon in der Diskussion der Wiener Vereinstagung hatte Goldscheid darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Behandlung des Produktivitätsproblems „ein ganz großes, allerwichtigstes Teilgebiet der Produktivität vollkommen übersehen worden ist: nämlich die Produktivität der Wirtschaft in bezug auf die wirtschaftenden Kräfte selber" [154]). Die Ökonomie in der Menschenproduktion sei zweifellos ein wesentlicher Teil des allumfassenden Produktivitätsproblems überhaupt. Man müsse dabei untersuchen, welchen Typus Mensch die bestehende Wirtschaft hervorbringe, ob vielleicht nicht nur eine Schundware Mensch erzeugt oder Raubbau an Menschenleben getrieben werde. Im letzteren Falle könne von Produktivität naturgemäß keine Rede sein. Es gelte vielmehr, die produktive Periode des Individuums zu verlängern. Die Menschenökonomie ist Ökonomie im Hinblick auf die Dauer. Sie fragt nicht nur nach dem Nutzeffekt des Augenblicks, sondern auch nach den Leistungen in der Zukunft [155]).

---

[153]) Othmar Spann, a. a. O. S. 229—231.

[154]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 597.

[155]) Ebenda S. 597 ff. Vgl. auch Höherentwicklung und Menschenökonomie. Bd. I, Leipzig 1911, S. 524 ff., 582 ff. u. passim.

Neuerdings weisen auch von Zwiedineck-Südenhorst und Hans Honegger — beide wahrscheinlich beeinflußt durch Spann[156]) — auf die Bedeutung des Begriffes der Nachhaltigkeit hin. So schreibt Zwiedineck gelegentlich: „Die Betonung des Postulates der Nachhaltigkeit für die Erzielung des höchsten Produktes schließt ein idealistisches und sozialpolitisches Moment erster Ordnung in sich: die Erreichung einer solchen Ordnung der Produktion, daß der für das Zusammenwirken der arbeitsteilig so weitgehend differenzierten Menschen unentbehrliche Verständigungswille erhalten bleibe“[157]).

Ähnlich äußert sich Honegger, wenn er sagt: „Es gilt . . . zwischen bloß scheinbarer, zeitlicher, vorübergehender und wirklicher oder dauerbarer, anhaltender Produktivität zu unterscheiden. Nur in diesem letzteren Falle liegt eigentlich volkswirtschaftliche Ergiebigkeit oder Fruchtbarkeit vor!“[158]) Doch auch das Moment der Verhältnismäßigkeit wird von Honegger nicht übersehen. Nach ihm gehört zu den Erfordernissen wahrhaft volkswirtschaftlicher Produktivität neben der Dauerergiebigkeit auch die Tatsache, daß keine Produktion zur Überproduktion führt. Denn die Überproduktion zeigt offenbar an, daß der betreffende Wirtschaftszweig nicht im richtigen Entsprechungsverhältnis zu anderen Wirtschaftszweigen in der Volkswirtschaft steht[159]).

Die Forderung der Proportionalität aller einzelnen Wirtschaftsvorgänge für das Wesen der volkswirtschaftlichen Produktivität findet sich auch bei Sombart im 2. Band seines „Modernen Kapitalismus“. In der bildhaften Definition: „die volkswirtschaftliche Produktivität ist die Äußerung der Produktivkraft des Volkskörpers“[160]) bringt Sombart zum Ausdruck, daß die Volkswirtschaft als Organismus aufgefaßt werden kann, dessen Leistungsfähigkeit „von dem richtigen und zweckmäßigen Ineinandergreifen der einzelnen Organe“[161]) abhängig ist. Die volkswirtschaftliche Produktivität entspreche stets dieser Leistungsfähigkeit des volkswirtschaftlichen Körpers.

---

[156]) Ganz eng an Spann lehnt sich auch der Aufsatz von Hans Herdegen an: Kritischer Beitrag zur Lehre von der Produktivität und den Produktionsfaktoren. Nationalwirtschaft, 1. Jahrg., 4. Heft, Berlin 1928, S. 530 bis 535.

[157]) Otto von Zwiedineck-Südenhorst, Zur Eigentums- und Produktionsverfassung. Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege (Festgabe für Lujo Brentano zum 80. Geburtstag), 2. Bd., München u. Leipzig 1925, S. 450.

[158]) Hans Honegger, a. a. O. S. 117.

[159]) Ebenda S. 116.

[160]) Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. Bd. II, 2. Halbband, 2. Aufl., München und Leipzig 1917, S. 930.

[161]) Ebenda S. 930.

Mit dieser Definition nähert sich Sombart der romantischen Anschauung Adam Müllers und somit auch dem Gedankenkreis Othmar Spanns, dem Wirtschaft als funktionelles Gebilde, als leistungsmäßige Gliedlichkeit erscheint.

Die von Spann vorgeschlagene Lösung des volkswirtschaftlichen Produktivitätsproblems hat gezeigt, daß eine ausreichende Neugestaltung und genügend scharfe Formulierung des Begriffes auf werturteilsfreier Basis möglich ist. Die Frage der volkswirtschaftlichen Produktivität kann im gesellschaftlichen Netz der wirtschaftlichen Leistungen nur eine solche der Verhältnismäßigkeit oder Proportionalität sein, eine Frage also, bei der die dogmatischen Werturteile verschwinden, die ihren Maßstab dem bloßen Inhalt oder der bloßen Zielnähe einer Leistung entnehmen. Die Verhältnismäßigkeit, die wir auf Raum und Zeit erstreckt denken müssen, ist das einzige Kriterium, das für den wissenschaftlichen Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität unentbehrlich ist. In diesem Sinne wird auch im nächsten Kapitel bei der Bestimmung der wirtschaftlichen Produktivität der Berufsstände das Merkmal der Verhältnismäßigkeit oder Entsprechung von ganz besonderer Bedeutung sein.

Eine letzte Frage steht noch offen: die Frage nämlich, ob die Wirtschaftsziele normativ bestimmt werden können oder nicht. Während die Fortschritte und Rückschritte der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit — wie Spann mit Recht bemerkt — nur technische oder organisatorische Änderungen im Bereich der Mittel darstellen, betreffen die Änderungen in den Zielen „nicht die Fruchtbarkeit der Wirtschaft, sondern die Sittlichkeit und Vernünftigkeit der Wirtschaft: die sittliche Beschaffenheit der Wirtschaftsziele, die politische, die staatliche, die gesundheitliche, die logische Richtigkeit und Vernünftigkeit dieser Ziele — Dinge, die für den Wert der Wirtschaft als Ganzes, für ihre Stellung und Bedeutung im Leben und in der Gesellschaft von ausschlaggebender Wichtigkeit sind“ [162]).

Eine Verbesserung der Ziele ist nur möglich im Rahmen eines Zwecksystems der Gesellschaft, sie ist abhängig von der Ausbildung von Wissenschaft, Kunst, Religion, Recht, Staat und andern Zweckgebilden. Für die Schaffung eines solchen Zwecksystems tritt in neuerer Zeit besonders Karl Eugen Nickel in einem Aufsatz: „Die neue deutsche Wirtschaftswissenschaft“ [163]) ein, in dem er es als Aufgabe einer besonderen Disziplin der kritischen

---

[162]) Othmar Spann, a. a. O. S. 242.

[163]) Karl Eugen Nickel, Die neue deutsche Wirtschaftswissenschaft. Volkswirtschaftliche Blätter, 25. Jahrg., 3. Heft, Berlin 1926, S. 94 ff.

Wirtschaftswissenschaft bezeichnet, zum Zwecke der Erkenntnis wahrer Ziele ein wissenschaftliches System der Wirtschaftsphilosophie, ein wissenschaftliches Normensystem zu schaffen, da normative Urteile nur in einem System von normativen Urteilen sich als gültig erweisen können. Ohne ein wissenschaftliches System der Wirtschaftsphilosophie könne kein Satz normativ in der Wirtschaftswissenschaft ausgesprochen werden. Wir stimmen Nickel ohne weiteres zu, wenn er daher dem Wunsche Ausdruck verleiht, es „mögen sich alsbald Systematiker und Forscher finden, die festgefügte, brauchbare Systeme dieser Art schaffen!“ [164])

Solange unsere Wissenschaft kein allgemeingültiges Normensystem besitzt, dürfen die Bedingungen, unter denen die Wirtschaft steht, nur als gegeben betrachtet werden. So kann auch das Ziel der Höherentwicklung bei Goldscheid nur als formales ohne Einschränkung Anerkennung finden. Das Fehlen einer exakten normativen Disziplin macht eben eine absolute Bestimmung dieses Wirtschaftszieles unmöglich und schließt so jeden materiellen volkswirtschaftlichen Produktivitätsbegriff von selbst aus. Insoweit aber das Wirtschaftsziel nur ein methodisches sein will, ist der Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität, zwar nicht als ein inhaltlich festgelegter, aber doch, wie wir gesehen haben, als ein Begriff mit bestimmten Merkmalen denkbar. Es ist das besondere Verdienst Othmar Spanns, wissenschaftlich brauchbare Merkmale volkswirtschaftlicher Produktivität herausgearbeitet zu haben. Seine Ausführungen über das volkswirtschaftliche Produktivitätsproblem sind so grundlegend, daß sie aller künftigen Forschung als fester Boden dienen können.

IV. Kapitel.

Die wirtschaftliche Produktivität der Berufsstände.

§ 9. Das Problem der Produktivität der Berufsstände und seine Lösung.

Die Frage nach der Produktivität der Berufsstände ist so alt wie die Geschichte der Nationalökonomie selbst. Es ist bezeichnend für den wirtschaftspolitischen Ausgangspunkt unserer Wissenschaft, daß sie von ihren ersten Anfängen an von Erörterungen begleitet wurde, welche Arbeiten als produktiv anzusehen seien und welche diese Bezeichnung nicht verdienten. Es war dies eine

[164]) Karl Eugen Nickel, a. a. O. S. 101.

Streitfrage, die weniger ein theoretisches als ein vorwiegend politisches Interesse einflößte, denn es galt für die Wirtschaftspolitik, in erster Linie die produktiven Stände zu fördern.

Bekannt ist die Ansicht der Merkantilisten, die nur diejenige Tätigkeit als produktiv gelten ließen, die den Edelmetallvorrat des Landes vermehrte. Die ebenso einseitige Auffassung der Physiokraten ging dahin, daß nur die Urproduktion produktiv sei, da nur sie einen Überschuß in Form von Rohstoffen und Lebensmitteln hervorbringe, während das bloß umformende Gewerbe keine Reinerträge erziele. Die klassische und nachklassische Nationalökonomie, die zwar diesen Standpunkt verwarf, ging freilich auch von einer zu engen Fassung des Begriffs der produktiven Arbeit aus, indem sie nur diejenige Tätigkeit als produktiv betrachtete, die sich unmittelbar in einem materiellen Produkte verkörperte. Wurde nach dieser Lehre wohl auch die industrielle Arbeit in den Kreis der produktiven Erwerbszweige gezogen, so mußten doch noch große Berufsgruppen in der Volkswirtschaft wie alle diejenigen, die persönliche Dienste leisteten, außerhalb dieses Kreises stehen. Der rein technischen Auffassung des Produktivitätsbegriffs, wie wir sie insbesondere bei Adam Smith finden, traten bekanntlich Adam Müller und andere deutsche Nationalökonomen entgegen, die der Sachgütererzeugung die Fruchtbarkeit der geistigen Leistungen des Menschen gegenüberstellten und als wertvoller überordneten.

Wenn wir nun einen Blick in die moderne Literatur unserer Wissenschaft werfen, so können wir feststellen, daß auch heute noch keine Einstimmigkeit in der Frage besteht, welchen Berufsklassen wirtschaftliche Produktivität zuzuerkennen sei und welchen nicht.

Unter den Nationalökonomen, die sich eingehender mit diesem Problem beschäftigt haben, müssen wir zwei Gruppen unterscheiden, eine Gruppe, die die Arbeiten in der Volkswirtschaft in unmittelbar produktive, mittelbar produktive und unproduktive einteilt, und eine andere, die grundsätzlich jede leistende Handlung als produktiv anerkennt. Unfruchtbar ist nach dieser letzteren Auffassung nur diejenige Tätigkeit, welche im Leistungszusammenhang der Volkswirtschaft den Erfolg nicht herbeiführt.

Übereinstimmung der Ansichten besteht immerhin bis zu dem Grade, daß die Erwerbszweige der Land- und Forstwirtschaft, des Bergbaus und des Gewerbes ohne weiteres als produktiv bezeichnet werden. Auch der Tätigkeit, die in Handel und Verkehr ausgeübt wird, wird heute ganz allgemein der produktive Charakter nicht abgesprochen, vielmehr wird stets darauf verwiesen, daß Handel und Verkehr erst den notwendigen Schlußstein des

Produktionsprozesses bilden, da ohne sie die Güter ihre wirtschaftliche Bestimmung nicht finden könnten. Die Geister scheiden sich erst, wenn die Problemstellung auf die übrigen Berufsstände in der Volkswirtschaft ausgedehnt wird, wenn also insbesondere alle diejenigen in den Kreis der Streitfrage hereingenommen werden, die als Staatsbeamte, Geistliche oder Lehrer tätig sind oder die als Künstler, Ärzte, häusliche Dienstboten usw. sogenannte persönliche Dienste leisten. Sind nun auch diese Berufe produktiv oder sind sie es nur mittelbar oder müssen wir ihnen überhaupt jede wirtschaftliche Produktivität absprechen?

In neuerer Zeit ist es vor allem Paul Mombert gewesen, der in einer Abhandlung über die „Ökonomie der Arbeitskraft“ [165]) den Versuch gemacht hat, die Arbeiten in der Volkswirtschaft in unmittelbar produktive, mittelbar produktive und unproduktive zu gliedern. Als wirtschaftlichen Maßstab für die Frage, ob eine Leistung das Prädikat produktiv verdient oder nicht, stellt Mombert den Beitrag zum Konsumtionsfonds der Volkswirtschaft auf. Produktiv ist nach ihm also diejenige Tätigkeit, die zur Schaffung von Volkseinkommen beisteuert. Welche Berufe in der Volkswirtschaft tragen nun zur Bildung des Jahresproduktes bei? Mombert gibt darauf die Antwort, daß es nur diejenigen tun, deren Einkommen eine selbständige Quelle hat, die also ein ursprüngliches Einkommen beziehen.

Zu diesen Personen rechnet er in erster Linie alle die, die in Landwirtschaft und Industrie beschäftigt sind. „Bei der Landwirtschaft und Industrie — schreibt Mombert — wird man grundsätzlich annehmen können, daß die hierin ausgeübte Erwerbstätigkeit auch produktive Arbeit verrichtet und damit den Konsumtionsfonds, welcher der Gesamtheit zur Verfügung steht, vermehren hilft“ [166]). Auch die Arbeit in Handel und Verkehr wird von Mombert ohne weiteres als produktiv angesehen; er sagt in bezug auf sie: „Die in Handel und Verkehr ausgeübte Erwerbstätigkeit ist grundsätzlich eine produktive. Darüber kann es keine Meinungsverschiedenheit geben. Denn in der eigentlichen Produktion, die doch lediglich ein technischer Vorgang ist, werden, streng genommen, noch keine Güter im wirtschaftlichen Sinne erzeugt. Dazu werden die dort geschaffenen Brauchbarkeiten erst dann, wenn sie in Beziehung zu Menschen treten und von diesen zur Deckung ihres Bedarfs verwandt werden. Es ist nicht nur der Handel und Verkehr, der durch den Transport und Ein-

[165]) Paul Mombert, Ökonomie der Arbeitskraft. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 108, 3. Folge 53, Jena 1917, S. 566 ff.

[166]) Ebenda S. 570.

kauf der Rohstoffe und Produktionsmittel unmittelbar zu den technischen Voraussetzungen der Produktion gehört, beide sind es auch, welche die Verwendung und den Absatz der hergestellten Erzeugnisse vermitteln und damit ihnen erst den Charakter von Gütern verleihen. In diesem Sinne ist die in Handel und Verkehr ausgeübte Erwerbstätigkeit grundsätzlich ebenso produktiv wie die in der Produktion unmittelbar geleistete Arbeit“ [167]).

Was die Berufsabteilung der persönliche Dienste Leistenden betrifft, so gesteht ihnen Mombert nur eine teilweise Produktivität zu. Die Tätigkeit der häuslichen Dienstboten z. B. sei an und für sich keine produktive, da ihr Einkommen keine selbständige Quelle habe. Es sei vielmehr nur ein abgeleitetes Einkommen, das aus der Konsumtionssphäre stamme. Eine Ausnahme könne jedoch z. B. eintreten in dem Falle, daß eine Frau durch Inanspruchnahme eines Mädchens für ihren Haushalt es sich selbst ermöglichen könne, in die Fabrik zu gehen und so unmittelbar produktive Arbeit zu leisten. Insoweit dies möglich sei, habe die Tätigkeit des häuslichen Dienstboten den Charakter der mittelbaren Produktivität.

Von einer solchen mittelbaren Produktivität spricht Mombert auch bei den Berufsgruppen: Militär-, Hof-, bürgerliche und kirchliche Dienste und den sogenannten freien Berufen. Er weist in dieser Beziehung z. B. darauf hin, „daß Erwerbstätigkeiten, wie die des Lehrers, der zu produktiver Arbeit heranzieht und ausbildet, oder wie die des Arztes, der arbeitsfähige Personen am Leben erhält und vor Krankheiten bewahrt, mittelbar einen unbedingt produktiven Charakter tragen“ [168]). Auch die Berufstätigkeit in Verwaltung und Rechtsprechung sei in diesem mittelbaren Sinne eine produktive, da eine gut geordnete Verwaltung und Rechtspflege die Produktion in hohem Maße fördere.

Die Begriffe der unmittelbar produktiven, mittelbar produktiven und unproduktiven Arbeit, wie sie Mombert gebraucht, beziehen sich also auf das Maß, in welchem die einzelne Tätigkeit etwas zum Jahresprodukt der Volkswirtschaft beiträgt. Als produktive Arbeitsleistung kann nach dieser Auffassung nur diejenige gewertet werden, die den Konsumtionsfonds eines Volkes unmittelbar vergrößert. Diese Fähigkeit spricht Mombert allerdings insbesondere den Berufen ab, deren Mitglieder persönliche Dienste aller Art leisten. Insofern sie aber auf die Produktion positiv einwirken, erkennt er ihnen doch eine mittelbare Produktivität zu. Nur diejenigen, die weder einen unmittelbaren noch

---

[167]) Paul Mombert, a. a. O. S. 571.
[168]) Ebenda S. 573.

einen mittelbaren Einfluß ausüben, fallen unter das Urteil der volkswirtschaftlichen Unproduktivität.

Je nach dem Grade der Produktivität, der den einzelnen Berufsarten zukommt, beziehen diese nach Mombert ursprüngliches oder abgeleitetes Einkommen. Alle diejenigen Erwerbstätigkeiten, die an der Schaffung von Volkseinkommen unmittelbar beteiligt sind, empfangen nach ihm ein ursprüngliches Einkommen, während das Einkommen der mittelbar produktiven Stände und der berufslosen Selbständigen nur abgeleiteter Natur sei.

Dieselbe technologische Auffassung der Produktivität der Berufsstände hatte Philippovich schon in seinem schriftlichen Referat [169]) auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1909 vertreten. Hier hatte er ausdrücklich darauf hingewiesen, daß er bei der Unterscheidung von produktiven und unproduktiven Berufsklassen lediglich von sachlichen und nicht von sozialen Gesichtspunkten ausgehen wolle. Produktiv sind für Philippovich nur diejenigen Tätigkeiten, welche ihrer Bestimmung nach die Aufgabe haben, im Produktionsprozeß selbst mitzuwirken. Dieses Urteil enthalte nur eine technische, aber keine gesellschaftliche Wertung der Berufe.

Der Ansicht Philippovichs sehr nahe steht Pesch, der im wirtschaftlichen Sinne produktiv jede menschliche Tätigkeit nennt, „die ein für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse nützliches Sachgut beschafft oder darbietet“ [170]). Jedoch schreibt Pesch auch gewissen Tätigkeiten Produktivität zu, die nach seiner Meinung nicht unmittelbarer wirtschaftlicher Art sind, die aber doch auf die Produktivität wirtschaftlicher Handlungen mittelbar Einfluß haben. Diese seien nicht schlechthin als unproduktiv zu bezeichnen. Die Berufstätigkeit des Lehrers z. B. sei an sich eine nichtwirtschaftliche; dadurch aber, daß durch sie dem Schüler Kenntnisse beigebracht würden, werde dessen wirtschaftliche Leistungsfähigkeit erhöht.

Eine Einteilung der Berufe in der Volkswirtschaft in unmittelbar produktive, mittelbar produktive und unproduktive hat auch Bernhard Harms im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ unter dem Artikel „Arbeit“ [171]) vorgenommen. Er definiert die wirtschaftlich produktive Arbeit als eine „auf Anpassung von Naturstoffen und -kräften an die menschliche Bedarfsgestaltung gerichtete Betätigung körperlicher und geistiger

[169]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 132, S. 338.

[170]) Heinrich Pesch, a. a. O. Bd. IV, S. 336.

[171]) Bernhard Harms, Artikel „Arbeit“. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 1. Bd., 4. Aufl., Jena 1923, S. 372 ff.

Kraft“ [172]). Im Gegensatz dazu stehe die wirtschaftlich unproduktive Arbeit, die weder unmittelbar noch mittelbar zu jener Anpassung von Stoffen und Kräften an die menschliche Bedarfsgestaltung etwas beitrage.

Als unmittelbar produktiv sieht Harms nur die Berufe an, die in der Landwirtschaft, im Gewerbe im engeren Sinne und in Handel und Verkehr tätig sind. Den Kreis derer, die mittelbar produktive wirtschaftliche Arbeit verrichten, d. h. also, die indirekt die Anpassung von Stoffen und Kräften an die menschliche Bedarfsgestaltung fördern, zieht Harms im Hinblick auf die moderne Verkehrswirtschaft ziemlich weit. Er rechnet hierzu vor allem einen großen Teil derer, die persönliche Dienstleistungen verrichten, so z. B. die Berufe des Lehrers und des Arztes. Auch den Staats- und Gemeindebeamten, sofern ihre Zahl nicht unverhältnismäßig groß sei, ebenso den Offizieren und Beamten in Heer und Flotte, soweit sie dem Frieden oder der Wirtschaftspolitik diene, könne die mittelbare Produktivität nicht abgesprochen werden. Selbst bei den oft als unproduktiv angesehenen Berufsklassen wie Geistlichen, Schauspielern, Künstlern, Inhaber von Vergnügungslokalen, einem Teil der Gelehrten und Schriftsteller, Theaterdirektoren, Tanzmeistern usw. ist — wie Harms hervorhebt — „zu beachten, daß auch von diesen Personen nicht selten ein positiver Einfluß auf die Schaffensfreudigkeit und Arbeitstreue der mittelbar und unmittelbar produktiv tätigen Menschen ausgeht“ [173]). Der „Vorwurf“ der gesellschaftlichen Unproduktivität sei deshalb leichter gemacht als bewiesen.

Zum Schluß seiner Ausführungen weist Harms noch darauf hin, daß für das besondere Ziel der Gesellschaftswirtschaft — nach seiner Meinung die bestmögliche Versorgung mit Sachgütern — nur die in der Produktion unmittelbar geleistete Arbeit von Wichtigkeit sei. Es müsse zwischen den unmittelbar produktiven Berufsgruppen und den nur mittelbar produktiven und unproduktiven Berufen ein Verhältnis bestehen, durch das die Mitversorgung der letzteren ohne Einbuße der ersteren gesichert sei.

Was nun diejenige Gruppe von Nationalökonomen betrifft, die grundsätzlich jeder Leistung im Rahmen der Volkswirtschaft produktiven Charakter zuerkennen, so ist unter ihren Vertretern ganz besonders Othmar Spann hervorzuheben, der der technologischen Auffassung der Produktivität der Berufsstände entgegengetreten ist und an ihre Stelle die leistungsmäßige Bestimmung des Produktivitätsbegriffs gesetzt hat.

---

[172]) Bernhard Harms, a. a. O. S. 372.

[173]) Ebenda S. 373.

Schon im Jahre 1913 hatte er in einem Vortrag seine wesentlichen Grundgedanken über die Produktivität der Berufsstände, insbesondere der Beamten geäußert [174]). Diese hat er dann in seinem „Fundament der Volkswirtschaftslehre“ [175]) noch weiter ausgebaut und systematisiert.

In seiner Untersuchung der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit der Berufe geht Spann davon aus, daß die Unterscheidung von ursprünglichem und abgeleitetem Einkommen, die schon auf die Physiokraten und Adam Smith zurückgehe, als falsch bezeichnet werden müsse. Sie beruhe auf dem Irrtum, daß für die Produktivität nur die technische Schaffung von Stoffmengen als ausschlaggebend angesehen werde.

Demgegenüber macht Spann geltend, daß es auf die Erzielung von Nützlichkeiten ankomme. Nützliche Dienste für Ziele könnten aber ebensogut von Beamten, Künstlern, Rechtsanwälten, Ärzten, Dienstboten usw. geleistet werden. Somit seien die persönlichen Dienstleistungen geradeso wirtschaftliche Mittel wie die stofflichen Güter. „Die Ergebnisse der persönlichen Dienstleistung — sagt Spann mit Recht — sind ebenso im Jahreserzeugnis der Volkswirtschaft enthalten, wie die Ergebnisse der landwirtschaftlichen und gewerblichen Arbeit“ [176]). Daraus folge nun, daß auch die Berufsgruppen derer, die persönliche Dienste leisten, ein ursprüngliches Einkommen beziehen, da es auf dem Verkauf ihrer eigenen Leistungen beruhe.

Vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus sind nach Spann die Leistungen dieser Berufsklassen stets nur als Mittel für Ziele gleich andern knappen Mitteln aufzufassen und nicht als Zweckqualitäten wie z. B. als „Staat“, „Wissenschaft“, „Kunst“, „Religion“ und in diesem Sinne sind sie wirtschaftlich geradeso produktiv wie jene Berufe, die Sachgüter hervorbringen. Ihre Beiträge zum Jahresprodukt der Volkswirtschaft sind daher ihrem Wesen nach nicht verschieden von den Beiträgen, die die Landwirtschaft und das Gewerbe zum volkswirtschaftlichen Jahreserzeugnisse beisteuern.

Besonders betont Spann die Fruchtbarkeit des Beamtenstandes. Der Staatsmann z. B. schaffe in Gesetzgebung und Verwaltung, in Handelsverträgen, Sozialpolitik die nachhaltigste Hilfe für jede Art

---

[174]) Othmar Spann, Über die Produktivität der Berufsstände, insbesondere der Beamten (Besprechung eines Vortrags von O. Spann). Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 22. Bd., Wien 1913, S. 663 ff.

[175]) Othmar Spann, Fundament der Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl., Jena 1923, S. 231 ff.

[176]) Ebenda S. 232.

von Produktion. Die Beamten seien fortwährend an der Schöpfung des wichtigsten Erzeugungsumweges, nämlich des Staates, tätig [177]) [178]).

Jedoch auch die Berufszweige: Handel, Spekulation und Börse sind nach Spann geradeso fruchtbar wie Landwirtschaft und Gewerbe, wenn „sie die ihnen zukommenden organisatorischen und preisausgleichenden Leistungen auch wirklich erfüllen, andernfalls diese Berufe nur Parasiten ernähren würden“ [179]).

Wirklich unproduktiv sind nach den Ausführungen Spanns nur diejenigen Tätigkeiten, die „zum wirtschaftlichen Gesamterfolge der Volkswirtschaft, zur Erreichung ihrer Ziele keinen Beitrag einliefern . . .“ [180]). Die Träger dieser Berufszweige haben also im wirklichen Sinne ein „abgeleitetes“ Einkommen.

In der Frage der Unterscheidung von produktiven und unproduktiven Berufsständen sind auch noch andere Nationalökonomen der neueren Zeit zu dem Ergebnis gekommen, daß man den Begriff der produktiven Tätigkeit möglichst weit fassen müsse. Es ist für diese Gruppe von Schriftstellern charakteristisch, daß sie den Begriff der produktiven Arbeit von dem Akt der Produktion völlig gelöst hat. Hier wird der Begriff der produktiven Arbeit ganz allgemein zur Untätigkeit in Gegensatz gestellt.

So führt z. B. Johannes Müller aus, daß entgegen der Auffassung von Adam Smith auch Schauspieler, Musiker, Geistliche, Gelehrte aller Art, Juristen und Ärzte als durchaus produktive Mitglieder der Gesellschaft bezeichnet werden müssen. Er macht ganz besonders auf die Bedeutung aufmerksam, die der Arzt, der Geistliche, der Jurist für die gesamte Volkswirtschaft hat. Wenn sich auch die Erfüllung ihrer Aufgaben meist nicht in einem konkreten Gegenstande verkörpere, so sei doch ihre Tätigkeit zur Förderung der Wirtschaft notwendig. Wie Spann würdigt Johannes Müller die Wichtigkeit des Staates und seiner Beamten als Hüter der staatlichen Ordnung [181]).

Gegen eine rein technologische Bestimmung der produktiven Tätigkeiten in der Volkswirtschaft ist auch Eggenschwyler eingetreten. Er weist darauf hin, wie sehr der landläufige Begriff der Produktivität mit der materiellen Produktion verknüpft wird. Auch da, wo dies nicht ausgesprochen der Fall sei, pflege man zwischen wesentlichen und unwesentlichen Seiten der produktiven Tätigkeit zu unterscheiden und zwar so, daß als wesentliche stets

[177]) S. o. S. 18.

[178]) Othmar Spann, a. a. O. S. 239 ff.

[179]) Ebenda S. 239.

[180]) Ebenda S. 239.

[181]) Johannes Müller, a. a. O. S. 16 ff.

nur diejenigen angesehen würden, „die irgendwie zum Endprodukt in einem besonders innigen technischen Nexus stehen“ [182]). An zahlreichen Beispielen gibt uns Eggenschwyler ein Bild davon, wie technologisch-materialistisch die gewöhnlichen Anschauungen über die produktiven Arbeiten in der Volkswirtschaft noch sind [183]).

Neben Spann ist es insbesondere C. J. Fuchs [184]), der allen Berufsabteilungen volkswirtschaftliche Produktivität zuspricht, wenn sie auch nicht alle zur „Produktion“ im volkswirtschaftlichen Sinne gehören. So sind nach ihm nicht nur Land- und Forstwirtschaft, Gewerbe und Bergbau produktiv, sondern ebenso Handel und Verkehr. Auch der Handel ist — wie C. J. Fuchs in eingehender Weise ausführt — „Arbeit an wirtschaftlichen Gütern, denn er gibt einem Gut erst Wert (oder doch höheren Wert) durch Verbringen an den Ort oder Aufheben für den Zeitpunkt, wo überhaupt erst Bedarf oder doch größerer Bedarf dafür ist; er gehört also auch zur Produktion in dem weiteren Sinn = Erzeugung von neuen Werten oder „volkswirtschaftliche Güterbeschaffung“. . . . Soweit er Gegenstand einer besonderen Berufs- und Erwerbstätigkeit ist — der Handel i. e. S. oder „Zwischenhandel“ —, nimmt er den Produzenten i. e. S. die Gefahr der Verwertung ihrer Produkte, den Konsumenten die Mühe, die Produzenten aufzusuchen, und die Gefahr des Haltens von Vorräten ab. In dem Maße, als er diese Aufgabe erfüllt und dazu notwendig ist, ist die Berechtigung des selbständigen Handels und der Handelsgewinne gegeben“ [185]).

Volkswirtschaftlich produktiv sind nach den Ausführungen von C. J. Fuchs aber auch die Angehörigen der sogenannten „immateriellen Produktion“, d. h. die öffentlichen und freien Berufe sowie diejenigen, die häusliche Dienste leisten.

In dem gesellschaftlichen Netz der wirtschaftlichen Leistungswege kann die Produktivität nur eine allgemeine Erscheinung sein. Eine Unterscheidung zwischen produktiven und unproduktiven Berufsklassen würde — wie Herkner mit Recht darlegt — „die gesellschaftlichen Zusammenhänge und gegenseitigen Abhängigkeiten, welche durch die gesellschaftliche und technische Arbeitsteilung geschaffen worden sind, nur in unvollkommener Weise zum Bewußtsein“ bringen [186]). Herkner lehnt es deshalb

---

[182]) W. Eggenschwyler, a. a. O. S. 502.

[183]) Ebenda S. 501 ff.

[184]) Carl Johannes Fuchs, a. a. O. S. 60 f.

[185]) Ebenda S. 61.

[186]) Heinrich Herkner, Arbeit und Arbeitsteilung. G. d. S. II. Abteilung, 1. Teil, 2. Aufl., Tübingen 1923, S. 297.

ab, die Frage nach unmittelbar produktiven, mittelbar produktiven und unproduktiven Gliedern in der menschlichen Arbeitsgemeinschaft zu stellen, wenn durch ihre gegenseitige Abhängigkeit alle Funktionen für das Endresultat als gleichwichtig betrachtet werden müssen.

Vom Standpunkt der gesellschaftlichen Arbeitsteilung aus hält es auch Diehl für das zweckmäßigste, wenn man auf die Trennungsmarke von produktiven und unproduktiven Tätigkeiten verzichtet. Er unterscheidet nur zwischen tätigen und nichttätigen Personen. Jede Tätigkeit schließt aber nach Diehl die Produktivität schon in sich, ganz gleich, ob sie nun direkt in der eigentlichen Gütererzeugung oder innerhalb der distributiven Gewerbe oder in den liberalen Berufen wirksam wird [187]). „Produktiv tätig im weitesten Sinne nennt man alle die, welche im Rahmen der gesellschaftlichen Organisation irgendeine Funktion ausüben ..." [188]). Da die gesellschaftlichen Funktionen entsprechend dem Prinzip der Arbeitsteilung einander stets entsprechen müssen, so dürfe auch keine Rangabstufung der verschiedenen Berufsklassen stattfinden.

Ebenso wie Herkner und Diehl hält auch Wunderlich eine Grenzziehung zwischen produktiven und unproduktiven Arbeiten für unmöglich [189]), denn es werde dabei übersehen, „daß in der arbeitsteiligen Gesellschaft der Ausfall einer komplementären Funktion das Gesamtresultat gefährdet" [190]). Nur eine individualistische Theorie könne einzelnen Gliedern der menschlichen Gesellschaft Produktivität zuerkennen und sie andern absprechen.

Eine solche individualistische Auffassung verwirft mit allem Nachdruck Jakob Baxa in seiner „Geschichte der Produktivitätstheorie", in der er die individualistische Betrachtungsweise als materialistische bezeichnet und ihr als einzig richtige die idealistische gegenüberstellt.

Während die materialistische Produktivitätstheorie, die eine materielle Grundlage verlange, wenn von Produktivität die Rede sein solle, ihrer Natur nach nur eine besondere, auf gewisse Berufszweige passende Theorie sei, so bedeute die idealistische Produktivitätstheorie keine besondere, sondern eine allgemeine Fruchtbarkeitslehre.

In seiner eigenen Stellungnahme vertritt Baxa den Standpunkt, daß es überflüssig ist, Wichtigkeitsgrade der Produktivität der

---

[187]) Karl Diehl, Theoretische Nationalökonomie. Bd. II, Jena 1924, S. 16 u. 19 ff.

[188]) Ebenda S. 23.

[189]) Frieda Wunderlich, Produktivität. Jena 1926, S. 21 ff.

[190]) Ebenda S. 22.

verschiedenen Berufsstände zu unterscheiden, „da Leistungen zu erbringen im Wesen der Wirtschaftshandlung ohne Rücksicht auf ihren speziellen Charakter liegt“ [191]). Es könne nur der im nicht technischen Sinne aufgefaßte Begriff der Leistungsproduktivität (im Gegensatz zu dem der Sachproduktivität) Geltung beanspruchen, nach welchem jede Tätigkeit produktiv ist, die eine Leistung bedeutet und somit den Erfolg herbeiführt.

Die idealistische Produktivitätstheorie ist nach Baxa gekennzeichnet durch den Begriff der Leistungsproduktivität, der in erster Linie das Merkmal der Allgemeinheit der Produktivität in sich schließt. Sie „verfällt daher — wie Baxa ausführt — nicht in den Fehler der materialistischen, daß sie ganze Berufsgruppen und Stände von der Fruchtbarkeit ausschließt. Die idealistische Produktivitätstheorie hat den Fruchtbarkeitsbegriff auf alle in der Wirtschaft tätigen Stände ausgedehnt, sie kennt überhaupt keine Scheidung in produktive und unproduktive Stände mehr. Die idealistische Produktivitätstheorie ist keine besondere, sondern eine allgemeine Fruchtbarkeitslehre. War Fruchtbarkeit zur Herrschaft der materialistischen Lehre ein Begriff, auf den gewisse Stände und Klassen stolz waren, so braucht jetzt niemand darauf stolz zu sein, weil dieser Begriff allen leistenden Handlungen im Rahmen der Wirtschaft zukommt, weil er sich von selbst versteht“ [192]).

Wenn wir nun die verschiedenen Ansichten über die wirtschaftliche Produktivität der Berufsstände kritisch untersuchen, so sind wir uns dessen bewußt, daß es sich hier nicht nur um eine theoretische Streitfrage handelt, sondern auch um ein praktisches Problem, dessen Lösung für die Wirtschaftspolitik von großer Bedeutung ist. Der Versuch der ersten Gruppe von Nationalökonomen, die Arbeiten in der Volkswirtschaft in unmittelbar produktive, mittelbar produktive und unproduktive einzuteilen, fußt zweifellos auf einer zu engen Fassung des Begriffs der produktiven Tätigkeit. Man darf diesen Begriff eben nicht nur auf die Produktion von Sachgütern beziehen und dementsprechend, wie Philippovich es tut, eine technische Wertung der Berufe vornehmen.

Wir stehen vielmehr wie die zweite Gruppe um Spann auf dem Standpunkt, daß der Begriff der produktiven Tätigkeit von dem Zusammenhange mit dem Akt der Produktion losgelöst werden muß und daß vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt aus in der arbeitsteiligen Gesellschaft jeder Funktion, die den Zweck erreicht, Fruchtbarkeit zukommt. Wir gehen also bei der Beurteilung der

[191]) Jakob Baxa, a. a. O. S. 154.
[192]) Ebenda S. 152 u. 153.

Produktivität der verschiedenen Berufsklassen nicht von einer technischen, sondern einer wirtschaftlichen Wertung aus, die wir in Hinsicht auf die gesellschaftliche Bedarfsbefriedigung für die allein maßgebende ansehen.

Gerade eine wirtschaftliche Betrachtungsweise muß es aber auch ablehnen, daß der Begriff des Volkseinkommens oder des Konsumtionsfonds zu eng aufgefaßt wird. Es ist nicht richtig, wenn Mombert meint, nur die Sachgütererzeugung schaffe einen Beitrag zum Konsumtionsfonds und nur sie sei deshalb unmittelbar produktiv und nur ihre Träger hätten ein ursprüngliches Einkommen. Das Realeinkommen einer Nation besteht ja in Wahrheit — wie Ludwig Pohle in seiner Kritik des Mombertschen Aufsatzes nachweist [193]) — „in den Dingen, die man mit Hilfe des Geldes erwirbt, um die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen“ [194]). „Das Realeinkommen eines Volkes in diesem Sinne — fährt Pohle weiter — besteht aber nicht bloß, wie Mombert meint, in Sachgütern, sondern auch in den persönlichen Diensten, die sich die Menschen gegenseitig leisten“ [195]). Aus der Tatsache nun, daß eine Reihe von Bedürfnissen durch persönliche Dienste befriedigt werden, könne man folgern, „daß die persönlichen Dienste ebensogut einen Bestandteil des realen Einkommens eines Volkes bilden wie die Sachgüter, die von ihm verzehrt werden; . .“ [196]). Deshalb seien aber auch die Berufszweige der persönliche Dienste Leistenden genau so produktiv wie diejenigen Berufe, deren Tätigkeit sich auf die Herstellung von Sachgütern erstrecke.

Schließlich kommt Pohle zu demselben Ergebnis wie Spann und die Gruppe um ihn, zu dem Ergebnis nämlich, daß alle leistenden Elemente im Rahmen der Volkswirtschaft fruchtbar sind und daß alle leistenden Berufsstände ohne Rücksicht auf ihren speziellen Charakter ursprüngliches Einkommen beziehen, da alle zum volkswirtschaftlichen Jahresprodukt in gleicher Weise beitragen. Pohle sagt mit Recht: „Wir halten diese ganze Einteilung der Arbeit in produktive und unproduktive und die daraus entspringende Kritik der gegenwärtigen volkswirtschaftlichen Zustände für sinnlos. Alle Arbeit, die im Dienste der menschlichen

---

[193]) Ludwig Pohle, Produktive und unproduktive Arbeit. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, Neue Folge 8. Jahrg., 11/12. Heft, 1917, S. 714 ff. Vgl. Antikritik Paul Momberts: Produktive und unproduktive Arbeit. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 110, 3. Folge 55, Jena 1918.

[194]) Ludwig Pohle, a. a. O. S. 717.

[195]) Ebenda S. 717.

[196]) Ebenda S. 717.

Bedürfnisbefriedigung verrichtet wird und zu dieser beiträgt, ist produktiv, gleichviel ob ihre Verbindung mit der Bedürfnisbefriedigung eine nähere oder eine fernere ist“ [197]).

§ 10. Die Bedingungen der Produktivität der Berufsstände.

Das Problem der wirtschaftlichen Produktivität der Berufsstände findet seine Lösung nur in der Weise, daß man allen Berufen, die den Erfolg der Zielerreichung herbeiführen, produktiven Charakter zuerkennt. Jedoch gilt dieser Satz von der Allgemeinheit der Produktivität der verschiedenen Berufsarten nur beschränkt, er ist nur unter gewissen Bedingungen richtig. Die Stände in der Volkswirtschaft müssen nämlich im richtigen Verhältnis zueinander stehen; nur wenn dies der Fall ist, sind alle für das Endergebnis gleich wichtig und daher gleich fruchtbar. Das Abgestimmtsein aller Tätigkeiten aufeinander ist bei gegebenen Zielen das einzige Kriterium volkswirtschaftlicher Produktivität. Jedes Zuviel in einer Berufsklasse ist also unproduktiv, da es zur Lösung der volkswirtschaftlichen Aufgabe nichts beiträgt. Ein Mißverhältnis dieser Art kann aber in jedem Berufszweige entstehen, in der Landwirtschaft so gut wie im Handel, in der Industrie so gut wie in den sogenannten freien Berufen.

Daß es allein die Frage der Verhältnismäßigkeit oder Entsprechung ist, die bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit der Arbeiten in der Volkswirtschaft aufgeworfen werden kann, hat ja besonders Othmar Spann hervorgehoben, der eine Verhältnismäßigkeit im Raume und eine Verhältnismäßigkeit in der Zeit oder Gedeihlichkeit unterscheidet. Innerhalb dieser Verhältnismäßigkeiten sind nach Spann alle Leistungen gleich fruchtbar, „gleichwichtig“, „aequipollent“. Der Inhalt der Leistungen ist gleichgültig im Rahmen der gegebenen Ziele, über deren Geltung, wie Spann mit Recht sagt, die Wirtschaftstheorie selbst nicht zu entscheiden hat. Es ist dies „allein eine Frage der Wohlhabenheit der Wirtschaft, welche unwichtigeren Ziele noch als Wirtschaftsziele gültig werden können . . .“ [198]).

Auch macht es nach Spann keinen Unterschied in der Produktivität, ob die Arbeiten in zielnaher oder zielferner Produktion geleistet werden, wenn wiederum die Bedingung der Verhältnismäßigkeit erfüllt ist. Ob an der Gebrauchsleistung, der Kapitalleistung oder der Kapitalleistung höherer Ordnung gearbeitet werde, sei für die Frage der Fruchtbarkeit bedeutungslos.

---

[197]) Ebenda S. 718.
[198]) Othmar Spann, a. a. O. S. 235.

Nur auf dem Gebiete der Vorleistungen, d. h. auf dem Gebiete des Erfindens und Lehrens läßt Spann eine Ausnahme zu: hier könne nämlich die Verhältnismäßigkeit durch zusätzliches Lehren und durch Erfolge im Erfinden zugunsten künftigen Wirtschaftsfortschrittes gestört werden. Der Fortschritt sei allerdings nur zu Ungunsten der Gebrauchsleistungen möglich, was in der Gegenwart eine Verarmung bedeute. Eine erhöhte Fruchtbarkeit ergebe sich in gleicher Weise auch bei der Herstellung zusätzlichen Kapitals und Kapitals höherer Ordnung.

Die grundsätzliche Entsprechung aller Leistungen, insbesondere auch der unmittelbaren und der Umwegleistungen hat für Spann zur Folge, daß alle leistenden Handlungen für die Zielerreichung als wesensgleich anzusehen sind und damit wieder, daß sämtliche leistenden Berufsstände in ihrer Fruchtbarkeit wesensgleich sind [199]).

Den Gedanken von der richtigen Proportion, in der die einzelnen Berufsklassen zueinander stehen müssen, soll von Produktivität die Rede sein, finden wir auch bei Herkner, C. J. Fuchs, Wunderlich und Baxa ausgesprochen.

So schreibt Herkner: „Die einzige fruchtbare Frage, die hier (beim Problem der Produktivität der Berufsstände; der Verfasser), sobald man von der qualitativen Vollkommenheit der Leistungen absieht, aufgeworfen werden kann, ist die, ob die Teilarbeiter in der richtigen Proportion zueinander stehen. Das gilt für die Organisation eines Betriebes so gut wie für die ganze Volkswirtschaft und Gesellschaft. Es gibt keinen Beruf, dessen Angehörige nicht in einem Mißverhältnisse zu den Angehörigen anderer Berufszweige stehen könnten. Es kann ebensowohl vom Standpunkte des Ganzen aus betrachtet, zu viel wie zu wenig Handarbeiter und Kopfarbeiter, Landwirte, Kaufleute, Schuster, Stahlproduzenten, Soldaten, Richter, Geistliche oder Lehrer geben“ [200]). Seien z. B. in der Landwirtschaft mehr Personen tätig als für die Lösung der Produktionsaufgabe notwendig sind, so sei dieses Zuviel an Kräften genau so unproduktiv wie die Tätigkeit eines Händlers, dessen Geschäft zur Warendistribution einer Stadt nicht erforderlich wäre. Auch nach C. J. Fuchs ist die Produktivität des Handels nur insofern gegeben, als er seine Aufgabe wirklich erfüllt und zu ihrer Ausführung notwendig ist [201]).

Dieselbe Betonung des richtigen Verhältnisses aller Berufe zueinander als Bedingung ihrer Produktivität kommt auch bei

---

[199]) Othmar Spann, a. a. O. S. 234 ff.
[200]) Heinrich Herkner, a. a. O. S. 297.
[201]) Carl Johannes Fuchs, a. a. O. S. 61.

Frieda Wunderlich zum Ausdruck, wenn sie sagt: „Vom Gesamtergebnis aus gesehen sind alle Berufsgruppen unentbehrlich, vorausgesetzt, daß sie im richtigen Verhältnis zueinander stehen“ [202]). „Ausschlaggebend für die Produktivität ist allein die Verhältnismäßigkeit der volkswirtschaftlichen Arbeiten im Rahmen des Ganzen. Jeder Beruf, der mehr Menschen umfaßt, als ihm nach der Gesamtlage der Volkswirtschaft zukommt, ist unproduktiv, gleichviel ob es sich um Beamte, um Landwirte, freie Berufe, Kaufleute oder Arbeiter handelt. Die Frage nach dem angemessenen Verhältnis der Berufe ist die einzige, die von der Produktivität aus aufgeworfen werden darf“ [203]).

Jakob Baxa, den wir zum Schlusse noch zitieren wollen, hat in gleicher Weise auf das Merkmal der Verhältnismäßigkeit oder Entsprechung hingewiesen, da sich das Wesen der Leistung nur in einem System der Leistungen bestimmen lasse [204]).

Auch wir stehen auf dem Standpunkt, daß der Begriff der produktiven Tätigkeit stets die beiden Elemente der Allgemeinheit und der Verhältnismäßigkeit in sich schließen muß. Die Allgemeinheit der Produktivität ist das Merkmal aller leistenden Handlungen in der Volkswirtschaft und ihre gegenseitige Entsprechung die Bedingung, die sie erfüllen müssen. Frei von jedem dogmatischen Werturteil, erweist sich dieser vollendete Produktivitätsbegriff als ein für die Wirtschaftspolitik höchst bedeutsamer; er ist in diesem Sinne, um mit Baxa zu sprechen, „nicht etwas, das einer toten Wissenschaft, sondern dem lebendigen Leben angehört“ [205]).

---

[202]) Frieda Wunderlich, a. a. O. S. 22.
[203]) Ebenda S. 22.
[204]) Jakob Baxa, a. a. O. S. 153 ff.
[205]) Ebenda S. 155.

Lebenslauf

Ich bin am 17. Dezember 1904 in Mangalore (Britisch-Indien) geboren als Sohn des Kaufmanns Heinrich Hofmann und seiner Ehefrau Käthe geb. Fritz. Von 1911 bis 1916 besuchte ich eine Privatschule in Basel, trat dann in das Karlsgymnasium in Stuttgart ein und legte dort im Frühjahr 1923 die Reifeprüfung ab.

Mein Studium der Staatswissenschaften begann ich im gleichen Jahre an der Technischen Hochschule in Stuttgart und setzte es 1924 an der Universität Tübingen fort. Im Wintersemester 1925/26 studierte ich an der Universität Berlin und kehrte dann wieder nach Tübingen zurück, wo ich im Herbst 1926 das volkswirtschaftliche Diplomexamen bestand.

Die Anregung zu einer speziellen Untersuchung des Produktivitätsbegriffs in der modernen deutschen und österreichischen Volkswirtschaftslehre erhielt ich von Herrn Professor Dr. C. J. Fuchs. Für die mannigfache Förderung, die ich während der Abfassung meiner Dissertation von Seiten meines hochverehrten Lehrers empfing, sage ich an dieser Stelle aufrichtigen Dank. Die vorliegende Arbeit wurde von der Wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Universität Tübingen am 1. Dezember 1928 angenommen.